

K. Wyborny

---

COMÉDIE ARTISTIQUE  
(AUS EINEM KÜNSTLERLEBEN)



An Stelle einer Einführung:

GRUNDZÜGE EINER TOPOLOGIE DES NARRATIVEN

© 1998 / 2001

Inhalt:

## GRUNDZÜGE EINER TOPOLOGIE DES NARRATIVEN

### I. QUIRKS, QUINKS, NARRONEN, BERÜHRUNGEN UND VERKNOTUNGEN

- A. Quirks und neuronale Kollisionen (3)
- B. Narronen und einfachste Erzählungen (6)
- C. Aktonen, nichtaktonale Quinks und Links (15)
  - C. Berührungen und Verknötungen (21)
- D. Die Langeweile oder die Indifferenz (28)

### II. IDEALE VERKNÖTUNGSVERLÄUFE

- A. Liebe, Jagd und Zivilisation - Ars Amatoria (33)
  - B. Die niedere Jagd und der Weg (48)
- C. Homerische Transformationen und schwache Verfolgung (56)
  - D. Die Gleichgültigkeit der Götter (66)
    - E. Das Heim und der Weg (78)
- F. Der Teppich der Penelope - Gaionen und Äonen (85)
  - G. Der große Sieg (103)
    - H. Die große Verbrüderung (115)
- I. Antizipierte Verknötungen - Indikative und Konjunktive Interaktionen (122)

### III. ANHANG: MÖGLICHE ERWEITERUNGEN DES GRUNDFORMALISMUS

- A. Freudsche und Platonische Erregungen (130)
- B. Quirks und Aktonen - Tabellarische Übersicht sowie Zeichenerklärung (142)

Titelblatt: Michelangelo Buonarroti "*Vittoria*" - Palazzo Vecchio Florenz

## I. QUIRKS, QUINKS, NARRONEN, BERÜHRUNGEN UND VERKNOTUNGEN

### A. QUIRKS UND NEURONALE KOLLISIONEN

Als *Quirks* oder *Regungen* bezeichnen wir Spannungszustände in den gehirnähnlichen Bereichen von Individuen, die zwei klar voneinander unterscheidbare Werte anzunehmen vermögen. Zu deren Benennung lassen sich Begriffspaare wie "An / Aus", "Eins / Null" oder "Positiv / Negativ" verwenden, aber ebensogut das "up / down", wie es in der *Quarktheorie* der Physik bei der Elementarteilchen-Beschreibung üblich geworden ist, oder, in biologischer Terminologie, das Paar "Männlich / Weiblich" - für die Regungen bleibt es irrelevant, solche Begriffe repräsentierten die möglichen Spannungszustände ja nur. Im Folgenden wählen wir das Symbolpaar "↑" und "O" - "Pfeil" und "Öffnung" -, was auf mehrere dieser mögliche Benennungen zugleich anspielt: Der Pfeil könnte für die Eins, das Positive oder ein nach oben Gerichtetes stehen, aber auch für das Männliche, eine Erektion und vielleicht sogar den Phallus; während durch die Öffnung die Null, das Negative, ein nach unten gerichteter Zustand, das Weibliche, dessen Erregung oder gar die Vulva bezeichnet wäre - wobei die drastischeren Begriffe in vielem einer neuronalen Theorie, die stammesgeschichtliche Entwicklungen berücksichtigen will, angemessener sein dürften, als das aseptischere Begriffspaar Null und Eins, welches die letzten Jahrzehnte so radikal durchdrungen hat.

Wir werden Pfeil und Öffnung deshalb häufig als das *Geschlecht* einer Regung bezeichnen und dies mit den bekannten freudianischen Untertönen benutzen, um gewisse Beziehungen zwischen Anregungszuständen verständlicher zu machen. Da uns gewisse Grundvorstellungen vom Sexus gemein sind, müssen sie ja nicht erst in Affinitäten von Nullen und Einsen verwandelt werden. Mit den in der Neurologie momentan üblichen "An / Aus" - geschalteten Erregungsmodellen, läßt sich dieser Pfeil-Öffnungs-Formalismus z. B. durch Parallelschaltung zweier synchronisierter

gegensätzlicher Reize verbinden. Unabhängig davon darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß das Beschriebene auch unabhängig von der Benennung oder gewissen sexuellen Untertönen als logisches und, innerhalb der Lebewesen, sogar als physikalisches System (von, wie man heute meint, vermutlich Elektro-Potentialen) am Wirken ist und im neurologischen Sinne insofern als reales Objekt gelten muß.\*

Zusätzlich zu ihrem Erregungszustand haben zahlreiche dieser *Quirks* oder Regungen (wobei die lautmalerischer Anlehnung an die *Quarks* der Elementarteilchentheorie nicht ganz unabsichtlich ist, *quirk* ist das englische Wort für Regung) eine zweite Eigenschaft oder Qualität, die im Gegensatz zu den Erregungszuständen nicht für sich allein besteht, sondern in Bezug auf gewisse externe *Reize*. Diese Reize gehen gewöhnlich von wahrgenommenen Objekten aus, manchmal jedoch auch schon Teilen davon oder in Form von daran beobachteten Regungen, die einen z.B. abstoßen oder nach denen es einen verlangt. Mitunter halten sich solche wahrgenommenen Reize oder Regungen auch in einem selbst auf, in Form innerer Spannungszustände, die man - im Fall eines maskulinen Bewußtseins etwa trivial bei einer sich andeutenden Erektion - wahrnimmt oder wahrzunehmen meint. Uns interessieren im Rahmen unserer Untersuchung aber vor allem *Quirks*, die sich mit dem nach außen gerichteten Wahrnehmungsapparat verkoppeln, insbesondere dem Auge, doch der Gehör- und Geruchssinn oder etwas wie der Richtungssinn der Vögel und Fische kommen durchaus ebenso in Frage. Diese auf *Richtung* gemünzte Quirk-Qualität wollen wir formal mit dem Begriffstripel "*plus /minus/null*" oder "*heran/weg/neutral*" erfassen und benutzen dafür die Richtungssymbole " $\rightarrow$ " und " $\leftarrow$ " sowie " $\leftrightarrow$ ". Im Fall der Neutralität deutete das Symbol " $\leftrightarrow$ " dabei an, daß die Regung gegenüber Richtung ähnlich ambivalent ist wie die Null gegenüber der Bestimmung Positiv / Negativ. Für unseren Formalismus ist daran einzig wichtig, daß die *quirks* den Bewegungsapparat des Wahrnehmenden unter gewissen Umständen zu einer Anstrengung an den Verursacher des Erregungsreizes heran oder von ihm weg zu leiten vermögen. Diese Richtungseigenschaft, die wir auch als die *Ladung* einer Erregung bezeichnen, können wir uns als etwas einer elektrischen Ladung Ähnliches vorstellen, die ebenfalls für sich allein nicht sichtbar ist, die sich aber in einem angelegten äußeren Feld oder in Relation zu einer anderen Ladung unweigerlich bemerkbar macht.

\*

Als *neuronale Kollision* bezeichnen wir nun eine Situation, in welcher eine in uns - erkannt oder unerkannt - wirkende Regung (also ein *Quirk*) mit einer anderen konfrontiert wird, die unser

Wahrnehmungsapparat auf Grund eines Reizes an uns herangeführt hat. Diese von gewöhnlich etwas Externem erzeugte Regung bezeichnen wir im Kollisionsfall als *Antiquirk*. Da es sich um eine, nach dem Wahrnehmungsprozeß, im gleichen Körper residierende Regung handelt, verfügt es ebenfalls über ein Geschlecht und eine Ladung. Dabei interagieren die Ladungen von Quirk und Antiquirk oftmals auf eine Weise, daß sich die darin angelegte Richtungsqualität schlagartig gewissermaßen herauskristallisiert und sich auf die beteiligten Körper überträgt. Man kann sich das so vorstellen, daß diese Auskristallisation im Idealfall von einem in Sekundenbruchteilen entstehenden neuronalen Reflex ausgelöst wird<sup>1</sup>.

\*

So kompliziert dies klingt (und wegen der Notwendigkeit ja auch ist, es strikt neurologisch zu formulieren, denn den Individuen ist die Außenwelt nun einmal prinzipiell nur durch die eigenen Sinne zugänglich), im nächsten Kapitel wird sich herausstellen, daß unser Formalismus im unübersichtlichen Dickicht all dieses subjektiven Wahrnehmens schnell zu direkten Anschauungen führt, in denen sich leicht eine gewisse objektive Ordnung erkennen läßt. Wie die beteiligten Regungen stellt ein *idealer Reflex* in neuronaler Sichtweise ebenfalls ein reales Objekt dar (also eine bestimmte objektiv vorhandene Kombination parallelgeschalteter neuronaler Spannungszustände), das wir als *quick link* oder *Quink* bezeichnen, wobei im Ausdruck Quink eine gewisse sprachliche Verwandtschaft zum Quirk aufbewahrt bleibt. Obschon klar ist, daß viele der theoretisch möglichen *Quirk-Antiquirk - Kombinationen* nicht notwendig zu idealen Reflexen führen, daß manche unter Umständen nicht einmal einen Reflex auslösen, bezeichnen wir diese aus theoretischen Gründen ebenfalls als Quinks.<sup>2</sup>

\*\*\*

---

<sup>1</sup> Eine gewisse Ahnung davon hatte bereits der frühe Hume, wenn er behauptet (*Treatise of Human Nature* I, 4, 6), wir wären nichts als "*eine Ansammlung oder Verbindung von Wahrnehmungen, die mit unvorstellbarer Geschwindigkeit aufeinander folgen.*" Laut Hume stellt der Verstand eine Art Bühne dar, worauf unsere Wahrnehmungen und Regungen erscheinen, abtreten, wiederkehren und sich auf unzählige Arten miteinander verknüpfen. Für ihn machen sie sogar den Verstand aus, wobei wir - wie er extravagant formuliert -: "*weder sehen können, auf welchem Schauplatz sich die Szenen abspielen, noch aus welchem Stoff das Theater gemacht ist.*"

<sup>2</sup> In schwerfällig dramatisierender Variante läßt sich unser Formalismus selbstverständlich auch auf Freuds Begriffspaar "Trieb" / "Triebobjekt" übertragen, vergleiche dazu z.B. S. Freud "*Triebe und Triebchicksale*", Gesammelte Werke X, S. 215. Den spontan immer neu entstehenden Quinks entspräche dabei die sogenannte *Fixierung*.

## B. NARRONEN UND EINFACHSTE ERZÄHLUNGEN

Da wir zwei Erregungszustände  $\uparrow$  und  $O$  mit jeweils drei möglichen Ladungszuständen ( $\rightarrow$  und  $\leftarrow$  sowie  $\rightleftharpoons$ ) definiert haben, lassen sich formal sechs *Quirks* bilden, die etwa durch die Symbole  $\uparrow\rightarrow$ ,  $\leftarrow\uparrow$ ,  $\rightleftharpoons\uparrow$ ,  $O\rightarrow$ ,  $\leftarrow O$ ,  $\rightleftharpoons O$  darstellbar sind. Per neuronaler Kollision könnte sich jedes davon mit einem von sechs in gleicher Weise darstellbaren Antiquirks zusammenschließen, was 36 Kombinationsmöglichkeiten ergäbe. Im Fall einer infolge neuronaler Kollision auf physisches Kollidieren zustrebenden männlichen Erregung (als welche das Symbol  $\uparrow\rightarrow$  gelten kann) wären dies in einfachster biologischer Umschreibung:

$\uparrow\rightarrow \oplus \rightarrow\uparrow$  männliche Erregung begegnet ihr ausweichender männlicher Erregung  
 $\uparrow\rightarrow \oplus \leftarrow\uparrow$  männliche Erregung konfrontiert ihr entgegenkommende männliche Erregung  
 $\uparrow\rightarrow \oplus \rightleftharpoons\uparrow$  männliche Erregung nähert sich ihr gegenüber gleichgültiger männlicher Erregung  
 $\uparrow\rightarrow \oplus \rightarrow O$  männliche Erregung begegnet ihr ausweichender weiblicher Erregung  
 $\uparrow\rightarrow \oplus \leftarrow O$  männliche Erregung konfrontiert ihr entgegenkommende weibliche Erregung  
 $\uparrow\rightarrow \oplus \rightleftharpoons O$  männliche Erregung nähert sich ihr gegenüber gleichgültiger weiblicher Erregung

wobei das  $\oplus$ -Zeichen symbolisiert, daß die links davon stehenden *Quirks* mit den Antiquirks rechts in einer neuronalen Kollision verbunden sind. Hierbei werden die den Quirks bzw. Antiquirks zugehörigen Ladungen ( $\rightarrow$ ,  $\leftarrow$  und  $\rightleftharpoons$ ) manchmal links dieser Verknüpfungszeichen (bzw. der Erregungszustände  $\uparrow$  und  $O$ ) gezeichnet und manchmal rechts, um eine graphische Vorstellung der Situation sowie des ihr innewohnenden Ablaufs zu geben. Im erweiterten Sinn stellt das  $\oplus$ -Zeichen den Schwerpunkt des beschriebenen Geschehens dar, oder, wenn man so will, das Zentrum eines (sich unter Umständen bewegendem) Koordinatensystems, von dem aus die Kollisionen erfaßt werden.

\*

Dabei sind die Verhältnisse auf beiden Seiten des  $\oplus$ -Zeichen nicht gleichwertig. Während der linke Quirkzustand eine interne Qualität erfaßt, ist die Basis des Antiquirks rechts vom Verknüpfungzeichen etwas Externes, das einen Reiz ausstrahlt, der erst durch unseren Wahrnehmungsapparat zu einer Regung unseres Inneren wird. Dabei bleibt zunächst irrelevant,

ob das extern Vorhandene (in den Augen eines Jägers z.B. ein Stück Wild) sich selber als im gleichen Sinne erregt bezeichnen würde. Die verbalen Umschreibungen verraten, daß die Quinks am ehesten *schlagartig sich einstellende* und zudem *gerichtete* Gemütszustände darstellen, die im Bewußtsein eines Individuums angesichts von etwas als erregend Wahrgenommenen entstehen. Da wir etliche dieser Zustände als (wie immer geartete) biochemische oder elektrische Wirklichkeit in uns selbst kennen, nehmen die meisten von uns an (eine äußerst kühne, aber trotzdem von uns allen geteilte Extrapolation), daß auch andere im Umgang mit ihrer Umwelt darüber oder zumindest über etwas dem Ähnliches verfügen.

\*

Andererseits haben solche schlagartig in uns entstehenden Gemütszustände nach ihrem Erscheinen wohl eine gewisse Dauer, dann werden sie durch etwas Neues ersetzt. Ähnlich wie jeder Einstellung eines Films eine nächste folgt oder, in der Belletristik, einem gelesenen Satz, worin ein gewisser Zustand beschrieben ist, ein neuer, der einen anderen oder modifizierten Zustand beschreibt. Als Symbol so einer Aufeinanderfolge wollen wir das Symbol  $\Rightarrow$  benutzen. Solche Aufeinanderfolge oder *Sequenz* von Quinks läßt sich als Keimzelle dessen begreifen, was man als *Erzählung* bezeichnet.

\*

In diesem Sinne würde die Symbolfolge

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow 0$$

zwei Übergänge sich verwandelnder, auf Bewegung drängender Gemütszustände beschreiben, hinter denen z.B. eine kurze Erzählung folgenden Typs steckt:

*"Einiges Tages näherte ich mich - damals war ich noch ein junger Mann und häufig auch ohne Anlaß erregt - in einem Park einer interessant aussehenden Dame, die freilich rasch vorzog, sich von mir zu entfernen, woraufhin ich ihr lieber nicht nachging, sondern noch ein wenig herumschlenderte."*

Daß die sexuelle Färbung so einer Geschichte nicht unbedingt in konventioneller Art erfolgen muß, erläutert folgende Variante der gleichen Symbolfolge:

"Eines Tages ging ich auf die Jagd und näherte mich einem kapitalen Hirsch, der sich freilich, als er Wind von mir bekam, lieber aus dem Staub machte, so daß ich unverrichteter Dinge weiterzog."

\*

Der kleine Strich unter dem ersten Quirk (in diesem Falle ein  $\uparrow$ ) deutet dabei an, daß die Geschichte aus der *Perspektive* des mit dem Strich Versehenen erzählt wird. Dabei ergibt sich aus der Wahrnehmung und den davon verursachten Gemütszuständen bei beiden Beteiligten eine Richtung, durch die sie den Gemütszuständen zu folgen, bzw. ihnen auszuweichen suchen.

\*

Obwohl nur aus der Perspektive eines der Beteiligten erzählt und die Existenz des anderen bloß beobachtet wird (sie hat also nur Antiquirk-Charakter), verfügt dieses andere gewöhnlich über Freiheitsgrade, die vom Willen oder der Verfügungsgewalt eines Erzählers weitgehend unabhängig sind. Daher müssen bei einer Erzählung auch für den Beobachteten Handlungsräume bereitgestellt werden. Man kann dies am leichtesten erreichen, indem man in der Quirk-Aufeinanderfolge das Handeln jeweils einer der an der Interaktion beteiligten Parteien für kurze Zeit gewissermaßen "einfriert", während sich das Gegenstück fortentwickeln kann. So bleibt in unserem Beispiel die zunächst aktive Regung (das  $\uparrow \rightarrow \oplus$  aus dem ersten Quirk) im folgenden Quirk festgehalten, während der zuvor inaktive Teil (das  $\oplus \rightleftharpoons O$ ) aktiv wird, weil sich sein Träger zu etwas Neuem entschließt (in diesem Fall einem Ausweichen  $\oplus \rightarrow O$ ). Anschließend springt das Aktivitätszentrum auf die linke Seite zurück: nun bleibt das Ausweichen  $\oplus \rightarrow O$  eingefroren, während der sich Nähernde sich entschließt, seine Annäherung einzustellen, indem er  $\uparrow \rightleftharpoons \oplus$  - Status annimmt. Solche Folgen, die u. U. simultan stattfindende Vorgänge in zwei Phasen zerlegen, nennen wir, weil sie die impliziten Grundbestandteile einer jeden Erzählung bilden, *Narronen*. In einem solchen Narron bezeichnen wir wiederum das Quirk, in dem sich das Handlungszentrum auf die rechte Seite des Verknüpfungszeichens (die also des Antiquirks) verlagert, als *Antiquink*.

\*

Das erste Narron unserer Erzählung hat insofern die Form  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O$  und besteht aus einem *Quink-Antiquink-Paar*, während das zweite die Form  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow O$  annimmt und aus einem *Antiquink-Quink-Paar* besteht. Dabei ist das Antiquink Ausgangspunkt des im zweiten Narron ablaufenden Geschehens geworden. Auf diese Weise *verschränken* sich die

Narronen miteinander und schildern das Geschehen als Folge einzelner quasikausaler Prozesse, bei denen sich das rechts vom  $\Rightarrow$ -Zeichen Stehende aus dem jeweils links Dargestellten ergibt. Unsere Erzählung besteht infolgedessen aus einer Kette *miteinander verschränkter* Narronen, wobei das Resultat des vorherigen stets Ausgangspunkt des nächsten Narrons ist.

\*

Wenn also allgemeiner  $A_1, A_2, A_3, A_4$  usw., bzw.  $B_1, B_2, B_3, B_4$  usw. die aufeinander folgenden Zustände der an der Interaktionen Beteiligten A und B bezeichnen und  $N_{12}, N_{22}, N_{23}, N_{33}$  usw. die dazwischen vermittelnden Narronen, nimmt eine Erzählung in einfachster Variante oft folgende Form an:

Quink  $\Rightarrow$  Antiquink  $\Rightarrow$  Quink  $\Rightarrow$  Antiquink  $\Rightarrow$  Quink  $\Rightarrow$  Antiquink  $\Rightarrow$  Quink  $\Rightarrow$  usw.  
 $A_1 \oplus B_1 \Rightarrow A_1 \oplus B_2 \Rightarrow A_2 \oplus B_2 \Rightarrow A_2 \oplus B_3 \Rightarrow A_3 \oplus B_3 \Rightarrow A_3 \oplus B_4 \Rightarrow A_4 \oplus B_4 \Rightarrow \dots$  usw.

Oder, in Narronenform:

$$N_{12} + N_{22} + N_{23} + N_{33} + N_{34} + N_{44} + \dots \text{ usw.}$$

wobei  $N_{12} = A_1 \oplus B_1 \Rightarrow A_1 \oplus B_2$  und  $N_{22} = A_1 \oplus B_2 \Rightarrow A_2 \oplus B_2 \dots$  usw. ist. Jedes Narron schreibt dabei das vorhergehende im vorher inaktiven Teil fort und vermittelt dabei zwischen jeweils zwei aufeinanderfolgenden Zuständen.

\*

Betrachten wir diese Narronensequenz genauer, wird klar, daß sich erst nach jeweils zwei Narronen beide Beteiligte in einem neuen Zustand befinden. Einen solchen Zwei-Narronen-Zyklus bezeichnen wir als *Narrativ*. Erst dieses Narrativ enthält eine *vollständige erzählerische Geste*. Als *vollständige Erzählung* bezeichnen wir dementsprechend eine Folge solcher *Narrative*. Wenn wir die aufeinanderfolgenden Narrative als  $R_1, R_2, R_3$  usw. bezeichnen und als E die vollständige Erzählung, wird also:

$$E = R_1 + R_2 + R_3 + \dots \text{ usw.}$$

wobei  $R1 = N12 + N22$ ,  $R2 = N23 + N33$ ,  $R3 = N34 + N44$  ist. Jedes Narrativ besteht aus einem Narron und gewissermaßen einem *Antinarron*, in welchem der zuvor Eingefrorene seinen Zustand modifizieren kann.

\*

Es soll noch einmal darauf hingewiesen werden, daß dieser formale Wechsel von aktiven und inaktiven Phasen unabhängig von der Erzählperspektive ist. Auch aus der Perspektive eines Erzählers, den man im konventionellen Sinne als *Handelnden* bezeichnen würde, wird ein nur Reagierender formal *aktiv*, indem er z.B. flieht und das dargestellt werden muß. Die Kunst des Erzählens besteht nicht zuletzt darin, auch diesem Reagierenden und gar nicht selber Erzählenden so viel Raum zu bieten, daß man auch von dessen subjektiven Empfinden eine Vorstellung bekommt. Daher verbirgt sich hinter der Verschränkung der Narronen und ihrer Quink-Antiquink-Struktur mit ihrem formalen Pendeln zwischen Handeln und Innehalten oft ein angedeuteter Perspektivwechsel. Dieser liegt, wenn nicht allem Erzählen, so doch wenigstens seiner konventionellen Form zu Grunde, wobei sich dies am offensichtlichsten in Vermutungen über die Beweggründe eines Gegenüber äußert. Auf diese Weise läßt sich unsere Erzählung leicht folgendermaßen modifizieren:

*"Einiges Tages näherte ich mich - damals war ich noch ein junger Mann und häufig auch ohne Anlaß erregt - in einem Park einer interessant aussehenden Dame. Als sie meines Zustands gewahr ward, vermutete sie wohl, daß ich ihr auf unangenehme Weise nahe treten wollte, und zog rasch vor, sich von mir zu entfernen, woraufhin ich ihr lieber nicht nachging, sondern noch ein wenig herumschleuderte."*

\*

Um klarzumachen, wie sehr eine Geschichte aus subjektiver Perspektive erzählt zu werden vermag, in der sich u. U. sogar die sexuellen Werte ganz subjektiv verteilen, lohnt sich, den beschriebenen Jagdvorgang aus der Perspektive des gejagten Hirsches darzustellen, was die bislang aus der Jägerperspektive beschriebene Narronensequenz folgendermaßen aussehen lassen könnte:

$$O \rightarrow \oplus \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow O \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow \Rightarrow O \rightleftarrows \oplus \rightarrow \uparrow$$

in Worten also etwa: "*Ich äste stolz und zufrieden vor mich hin, als ich den Geruch eines mir schon lästigen Weibchens bemerkte, dem ich auswich, bis sie mir zu meiner Erleichterung bald nicht mehr folgte...*" wobei diesmal der Strich unter dem "↑"-Zustand im ersten Quinks rechts andeuten soll, daß aus der Perspektive des rechts vom  $\oplus$ -Zeichen Stehenden erzählt wird (daß in diesem Falle also dessen Quirk dargestellt ist, indessen sich links vom  $\oplus$ -Zeichen das Antiquirk präsentiert). Diese Form der Erzählung nennen wir die *Passivform* einer Narronen-Sequenz, während wir die aus der Perspektive des Zustands links vom  $\oplus$ -Zeichen erzählte als *Aktivform* bezeichnen. Interessant an solchen Perspektivwechseln ist, daß Aktiv- und Passivform auf verschiedenen Weltwahrnehmungen basieren können (in der Passivform müssen Quirk und Antiquirk ja ihre Rollen tauschen, was unter Umständen sogar, in der letzten Version unserer Geschichte ist es der Fall, zu einem Wechsel der Männchen- und Weibchen-Werte führt). Dabei bleiben aber sowohl die durch Richtungspfeile ausgedrückte Ladungsverteilung der (z.T. aus massiven Mißverständnissen entstandenen) beteiligten Regungen erhalten, als auch ihr Aufeinanderfolgen. Diesen gegenüber einem Wechsel von Aktiv- und Passivform invarianten Teil einer Erzählung nennen wir ihren *Kern*.

\*

Voraussetzung für die *Invarianz dieses Kerns*, die Ausdruck einer vielen Lebewesen gemeinsamen Welterfahrung sein dürfte, ist vor allem eine gewisse Vorstellung von eigener körperlicher Ganzheit, die auf der Quirk-Ebene mit gemeinsamen Vorstellungen über die Grundladungen *heran*, *neutral* und *weg* ergänzt wird. Dadurch macht Sinn, einen sogenannten *objektiven* Erzähler einzuführen, der uns seine Version einer verschränkten Narronensequenz mitteilt, wobei er zuweilen aus der Perspektive des einen, dann wieder aus der eines anderen erzählt (indem er also Aktiv- und Passivform einander abwechseln läßt, was in unseren Symbolfolgen einer die Seiten des  $\oplus$ -Zeichens wechselnden Unterstreichung entspricht): Solange der dargestellte Raum oder, besser gesagt, seine für den zeitlichen<sup>3</sup> Ablauf wesentlichen Strukturen, mit den beiden subjektiv

---

<sup>3</sup> Es kann gut angehen, daß unser subjektives Zeitempfinden eine Isomorphie zur Sequenz der beim Wahrnehmen in unserem Inneren abgefeuerten Quinks und Narronen bildet, daß also Zeit selbst uns nur über gerichtete Reize verständlich wird, daß sie im Grunde sogar so definiert werden müßte. So gesehen verlief unser Leben gewissermaßen von Augenblick zu Augenblick. Wieder kommt der junge Hume dem bereits nahe, für den Zeit "*eine Sukzession unteilbarer Momente*" ist (*Treatise of Human Nature*, I,2,3) aber auch Berkeley behauptet bereits, ihr Wesen bestände in der "*Sukzession von Ideen, die gleichförmig dahinfließt und an der alle Wesen teilhaben*" (*Principles of Human Knowledge*, 98), wobei sich die "*Ideen*" aus "*impressions*" zusammensetzen, also in etwa den "*quirks*". Hume sieht in "*ideas*" bezeichnenderweise wiederum "*faint images*" jener "*impressions*", so daß für ihn Zeit zu einer Folge von Bildern wird - sonderbar daran ist, daß einen dieser Satz heute sofort an eine Definition des Films (vielleicht sogar der Erzählung) denken läßt. Auf schräge Art weisen auch Nietzsches zaghaft postulierende Aufzeichnungen zur "*Zeitatomlehre*", verfaßt

erlebten übereinstimmen, solange also der *Kern* der Erzählung erhalten bleibt, muß die Version eines solchen objektiven Erzählers, auch wenn sie auf Spekulation beruht, nicht notwendig eine Verschlechterung darstellen - im schlimmsten Falle irrt er sich noch mehr als der Hirsch, der in dem sich anpirschenden Jäger eine ihm unangenehme Hirschkuh wahrnahm, daraus aber dennoch einen lebensrettenden Entschluß faßte. Solange ein Erzähler oder, wenn wir das erweitern, ein Geschichtsschreiber, sich an die wesentlichen räumlichen Fakten und ihre zeitliche Sequenz hält und er uns ein gutes Garn zu bieten versteht, können wir ihn ruhig eine Weile gewähren lassen. Selbst Inplausibilitäten seiner Sichtweise brauchen uns nicht gleich aus der Ruhe bringen.

\*

Der Vollständigkeit halber sollte man erwähnen, daß auch Narronen existieren, die aus Quink-Quink-Paaren (bzw., in anderer Perspektive: Antiquink-Antiquink-Paaren) zu bestehen scheinen. Als Beispiel mag folgende kurze Geschichte gelten:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons 0$$

wo der sich einer bewegungsneutralen Öffnung nähernde Pfeil innehält, um dann lieber das Weite zu suchen, obwohl die Öffnung ihm gar nicht ausweicht. Solche Formen drängen sich bei der Beschreibung eines *Sinneswandels* oder einer längeren Meditation auf. Sie sind aber, wie im Einzelfall leicht zu sehen, durch das Einfügen sogenannter *virtueller Quinks* bzw. *virtueller Antiquinks*, die in diesem Falle gewissermaßen den Grübelzustand darstellen, in die konventionelle Quink-Antiquink-Paarform überführbar. Und wenn man den sich dabei entwickelnden Gedankenketten ebenfalls ein gewisses Eigenleben und einen zeitabhängigen Zustandscharakter zubilligt, lassen sich auch daraus durchaus *Narrative* und *vollständige Erzählungen* bilden. Mit Einschränkung gilt das sogar im Falle von Essays, wenn nämlich darin ein Verfasser ersichtlich mit Gedankenketten ringt, um der ihnen innewohnenden Widersprüchlichkeit in Schüben Gestalt zu geben.

\*

Tatsächlich werden wir solche *virtuellen* Quinks und Antiquinks als eine Art Leim begreifen lernen, der Erregungen über längere Zeiträume aufrecht erhält. Wenn ein Mann sich etwa auf

den langen Weg zu etwas dringend Begehrtem macht, das er real noch gar nicht zu sehen vermag, versteht es dieser Leim, die Erregungen dieses Mannes so zusammenzuhalten, daß daraus ein mit dem Weg wachsender (und durch diesen u.U. sogar symbolisierter) *Phallus* wird, den es immer dringender nach Entladung drängt. Häufig geschieht das dann im Konflikt mit einem ihm bedrohlich vorkommenden ebenso großen Phallus. Ebenso häufig aber auch in der eigentümlichsten aller geschlechtlichen Vereinigungen, der nämlich mit der anderen durch die Interaktion von Lebewesen mit dem sie umgebenden Raum hervorgerufenen Superstruktur, mit dem durch virtuellem Quink/Antiquink-Leim aus den aufeinanderfolgenden Erregungen einer Frau zusammengebastelten sogenannten *Heim* (dessen geometrisches Symbol der *Teppich* ist).

\*

Begegnen wir einem Menschen, erfährt dieser automatisch ein wenig davon, wie es in unserem "Bewußtsein" aussieht. Und umgekehrt wissen danach selbstverständlich auch wir ein wenig, was im "Bewußtsein" des uns Begegnenden vorgeht. Der Mensch kennt den Menschen, das Bewußtsein das andere Bewußtsein, so begrenzt diese Kenntnis sein mag und wie immer sie zustande kommt. So daß wir, wenn wir zwei Personen bei einer Begegnung bloß *beobachten*, sogar anzunehmen wagen, in jedem tiefen Reflexe gegenüber dem jeweils von ihnen Wahrgenommenen ab, die denen ähneln, die wir hätten, wenn wir in ihrer Haut steckten. Dadurch läßt sich das vorige Diagramm

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow 0$$

ebenso als Darstellung des Folgenden begreifen:

*"Eines Tages näherte sich Carl - damals, als junger Mann, war er häufig auch ohne direkten Anlaß erregt - in einem Park einer interessant aussehenden Dame, die freilich, als sie seines Zustands gewahr ward, rasch vorzog, sich von ihm zu entfernen, woraufhin er ihr lieber nicht nachging, sondern noch ein wenig umherschlenderte."*

\*

Und damit sind wir, obwohl wir von feinsten neuronalen Empfindungen ausgingen, schon mitten in der Belletristik. In der Belletristik kann man sich als Leser (oder als Betrachter eines

Films) das Vergnügen machen, die Regungen verschiedenster Individuen als Sequenz wahrzunehmen, wobei man ihre Aktionen und Interaktionen beobachten darf, als sei man ein unbeteiligter Zuschauer. Daß man sich dann doch im Innersten beteiligt und nicht in Art der pythagoräischen Zuschauer den Beteiligten und ihren Handlungen bloß Noten gibt, gehört zu den Geheimnissen der schönen Buchstaben.

\*\*\*

### C. AKTONEN, NICHTAKTONALE QUINKS UND LINKS

Das Wesentliche solcher verschränkten Narronensequenzen aber ist, daß sich die Beteiligten in Folge gespürter Empfindungen auch räumlich in Richtung des vermuteten Verursachers der empfundenen Regungen orientieren und sich so zu Bewegungen veranlaßt fühlen. Dadurch kommt es im Idealfall zu einer *isomorphen Verschränkung* zwischen Empfindungsraum und realem Raum, bei der eins für das andere stehen könnte. Das ermöglicht, die Quinks grob zu klassifizieren und etlichen präzise Namen zu verleihen.

\*

Dabei nennen wir solche, die zu einer Annäherung der Beteiligten führen, *aktonale Quinks* oder *Aktonen*, weil durch sie unter Umständen eine Handlung herbeigeführt wird. In dieser Klasse bietet sich folgende Unterteilung an:

1.) Als *starkes* oder *Heroenakton* bezeichnen wir die Ladungsverteilung  $\rightarrow\oplus\leftarrow$ , welche vier Ausbildungen aufweist:  $\uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\uparrow$ ,  $\uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\text{O}$ ,  $\text{O}\rightarrow\oplus\leftarrow\uparrow$  und  $\text{O}\rightarrow\oplus\leftarrow\text{O}$ . Davon ist die Aktivform  $\uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\text{O}$  bis auf Spiegelsymmetrie mit der Passivform  $\text{O}\rightarrow\oplus\leftarrow\uparrow$  ebenso identisch wie  $\uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\text{O}$  mit  $\text{O}\rightarrow\oplus\leftarrow\uparrow$ , so daß man Untersuchungen auf die drei Ausbildungen  $\uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\uparrow$ ,  $\uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\text{O}$  sowie  $\text{O}\rightarrow\oplus\leftarrow\text{O}$  beschränken kann.

2.) Die zueinander spiegelsymmetrischen Ladungsverteilungen  $\rightarrow\oplus\rightleftarrows$  bzw.  $\rightleftarrows\oplus\leftarrow$  nennen wir *schwache* oder *Jagd-Aktonen*. In Aktivform kann  $\rightarrow\oplus\rightleftarrows$  z. B. die gezielte Annäherung eines Jägers an eine ahnungslose Beute aus der Jägerperspektive beschreiben, während es in Passivform die Überraschung eines Ahnunglosen angesichts eines ihn plötzlich Überfallenden darstellen mag, was sich bei  $\rightleftarrows\oplus\leftarrow$  gerade umgekehrt verhält. Daher sind  $\rightarrow\oplus\rightleftarrows$  und  $\rightleftarrows\oplus\leftarrow$  bis auf Spiegelsymmetrie identisch, so daß wir für Analysen nur eine einzige Klasse untersuchen müssen. Darin gibt es vier mögliche Ausbildungen:  $\uparrow\rightarrow\oplus\rightleftarrows\uparrow$ ,  $\uparrow\rightarrow\oplus\rightleftarrows\text{O}$ ,  $\text{O}\rightarrow\oplus\rightleftarrows\uparrow$  sowie  $\text{O}\rightarrow\oplus\rightleftarrows\text{O}$ .

3.) Die Formen  $\rightarrow\oplus\rightarrow$  bzw.  $\leftarrow\oplus\leftarrow$  nennen wir aus naheliegenden Gründen *Verfolgungs-Aktonen*. Das erste davon wird in Aktivform aus der Perspektive des Verfolgenden, in der Passivform aus der Perspektive des Verfolgten wahrgenommen. Auch hier sind die Grundformen

spiegelsymmetrisch, so daß ebenfalls nur vier Ausbildungen untersucht werden müssen:

$\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow$ ,  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O$ ,  $O \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow$  sowie  $O \rightarrow \oplus \rightarrow O$ . Dabei heißen wir die ersten beiden, wenn also die Verfolgung durch den Pfeil erfolgt, *starke Verfolgungen*, wobei wir je nach dem Typ des Verfolgten zwischen *großer* und *konventioneller* (die wir gelegentlich auch *klein* nennen) unterscheiden. Die letzten beiden, wenn also die Öffnung verfolgt, bezeichnen wir als *schwache Verfolgung*.

\*

Unter den Verfolgungs-Aktionen schließen wir die Formen  $\rightarrow \oplus \rightarrow$  bzw.  $\leftarrow \oplus \leftarrow$  aus, wenn der Verfolgende gar nicht die Absicht oder die Kraft hat, dem Verfolgten wirklich näherzukommen. Weil es sich dabei, im Falle eines Hundes etwa, der einem schnell fahrenden Auto hinterherbellt, nur um eine mehr oder weniger pathetische Geste handelt, nennen wir diese nur scheinbare Verfolgung *Pathos-Quink*. Dieses gehört insofern bereits nicht mehr zu den aktonalen, also zu einer Annäherung führenden Quinks, sondern es bildet bereits eine erste Unterordnung der *nichtaktonalen*. Für dieses Pathos-Quink gibt es natürlich ebenfalls vier Ausbildungen.

Von den *nichtaktonalen* Quinks bezeichnen wir weiterhin

2.) als *handlungstrennend* diejenigen, bei denen sich der Abstand zwischen den Beteiligten erweitert. Dabei gibt es die *stark trennende* Form  $\leftarrow \oplus \rightarrow$  sowie die *schwächeren Trennungen*  $\leftarrow \oplus \rightleftarrows$  bzw.  $\rightleftarrows \oplus \rightarrow$ . Da die beiden letzten spiegelsymmetrisch sind, besitzen die handlungstrennenden Quinks acht prinzipielle Ausbildungen. Eine fällt aus den gleichen Gründen wie beim *Heroen-Akton* wieder weg, was sieben übrig läßt:  $\uparrow \leftarrow \oplus \rightarrow \uparrow$ ,  $\uparrow \leftarrow \oplus \rightarrow O$  und  $O \leftarrow \oplus \rightarrow O$  in starker, sowie  $\uparrow \rightleftarrows \oplus \rightarrow \uparrow$ ,  $\uparrow \rightleftarrows \oplus \rightarrow O$ ,  $O \rightleftarrows \oplus \rightarrow \uparrow$  und  $O \rightleftarrows \oplus \rightarrow O$  in schwacher Ausbildung.

3.) Als letzte Gruppe der nichtaktonalen bleibt die Form  $\rightleftarrows \oplus \rightleftarrows$ , bei welcher es weder zu einer Annäherung noch einer Entfernung kommt. Wir nennen es *Stasis-Quink*. Seine Existenz ist, wie wir sehen werden, für die Topologie des Narrativen von erheblichem theoretischen Interesse, schon weil es nicht selten am Ende eines narrativen Erzählstrangs erscheint. Häufig scheint es auch an einem Beginn aufzutauchen, wenn etwa zwei Individuen einander zufällig begegnen. In diesem Fall sprechen wir von einem *Zufälligkeits-Quink*, das wir, da es Vorstufe einer Interaktion ist, von den Stasis-Quinks abziehen und ebenfalls zu den *Aktionen* zählen. Sowohl *Zufälligkeits-*

*Quink* als auch das Stasis-Quink existieren in vier Ausbildungen  $\uparrow\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow\uparrow$ ,  $\uparrow\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow\text{O}$ ,  $\text{O}\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow\uparrow$  und  $\text{O}\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow\text{O}$ , von denen die mittleren symmetrisch sind, so daß jeweils  $\uparrow\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow\uparrow$ ,  $\uparrow\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow\text{O}$  sowie  $\text{O}\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow\text{O}$  übrigbleiben.

\*

Damit ist die Zerlegung vollständig. Von den bei einer neuronalen Kollision eines Quirks mit einem Antiquirk theoretisch möglichen 36 Quinks verbleiben also 14 Aktonen (3 Heroen-Aktonen, 4 Jagd-Aktonen, 4 Verfolgungs-Aktonen, 3 Zufälligkeits-Quinks) und 14 nichtaktonale Quinks (3 stark trennende, 4 schwach trennende, 4 Pathos-Quinks, 3 Stasis-Quinks), die prinzipiell voneinander verschiedene Eigenschaften aufweisen können. Aus diesen 28, die wir fortan als *Elementarquinks* bezeichnen, besteht der *Teilchenzoo*, woraus sich die Muster des Narrativen in unserem Modell je nach Bedarf bedienen können. Davon sind die 3 Zufälligkeits-Quinks und die 4 Pathos-Quinks Entartungen von Quinks gleicher Ladungsstruktur. Bei den Einstellungsmöglichkeiten, die bei unseren Überlegungen wegfielen, handelt es sich um *Symmetrie-* oder *Passivformen* dieser 28. Sie können in einer Erzählung natürlich trotzdem auftauchen und werden sogar wichtig, wenn man z.B. eine Richtungsumkehr beschreiben will.

\*

Erregungen brauchen nicht auf ein Individuum beschränkt zu sein, sie lassen sich auch einer Individuenversammlung zuschreiben, die wie Canettis berühmte *Masse* gelegentlich als ein einziger großer Organismus angesehen werden kann. Bei Fischen gibt es für die Massenwahrnehmung sogar ein spezielles Organ, das sogenannte Richtungsorgan, dessen feinste Unregelmäßigkeiten im Strömungsverhalten des Wassers betreffende Wahrnehmungen und Reflexe dazu führen, daß ein ganzer Fischschwarm wie auf einen Schlag auf eine Aggression oder anderes reagieren kann.

\*

Es verdient einen Hinweis, daß dieses aus einzelnen Quinks bestehende Interaktionsmodell keineswegs einen simplen Organismus mit nur einer einzigen plumpen Reizempfänglichkeit voraussetzt, um zu funktionieren. Wohl funktioniert es auch für derart simple Organismen. Das Modell ist aber als *Vielteilchentheorie* angelegt, die das Zusammenwirken von Milliarden gleichzeitig operierender Nervenzellen zu beschreiben vermag, welche Reize verschiedenster Art gleichzeitig verarbeiten und zu unzähligen Quirks werden lassen. Ebenso verursachen Milliarden

von Nervenzellen auf Grund unserer Wahrnehmung zahllose Antiquirks *in uns*. Aber es gibt nur wenige, die mit zu ihnen passenden Quirks auch *kollidieren* - das meiste streicht aneinander vorbei und geht unregistriert gleich wieder verloren. Und genau diese relativ wenigen Kollisionen und an denen nur ihr auf unseren Bewegungssinn gerichtetes Wirken, beschreibt unser Interaktionsmodell. Wobei der Hauptgedanke darin besteht, daß die verschiedenartigsten Kollisionstypen - meist zusätzlich zu vielem Anderen, was zur Aufrechterhaltung der Lebensfunktionen nicht weniger wichtig ist - kompatibel, die zukünftige Bewegungsrichtung des ganzen Organismus beeinflussende Resultate liefern. Genau diese bezeichnen wir als Quinks.

\*

Wesentlich daran ist, daß es sich nicht um Äußerungen eines vagen Willens handelt, der sich im Undulieren irgendwelcher aufeinanderfolgenden Wellen zu äußern versucht. Stattdessen sind die Vorgänge im Geist der moderneren Quantentheorien formuliert, in denen nicht nur Licht als Teilchen (das *Photon*) gesehen wird, sondern ähnliches für jede Wechselwirkung gilt, daß sie nämlich durch Teilchen vermittelt wird. Dieses vermittelnde Teilchen ist in unserem Falle das Quink. Daher macht Sinn zu sagen, es sei das Elementarteilchen der biologischen Interaktion.

\*

In der Regel wird nicht ein einziges Quink einen Organismus zu einer Bewegung veranlassen, weitere müssen folgen; es müssen also weitere - in sowohl gleichartigen als auch andersartigen Nervenzellen - vorhandene Quirks mit aus einer vielsensorischen Wahrnehmung der Außenwelt herrührenden Antiquirks kollidieren. So daß es gewissermaßen zu Quink-Schauern kommt, die den für unsere Bewegung verantwortlichen Gehirnbezirken zugeführt werden. In diesen - es mag auch bereits vorher oder woanders geschehen - wird aus den einander zum Teil widersprechenden Richtungen (vielleicht mit Hilfe eines eigenen, noch unbekanntem Organ, ähnlich womöglich dem Richtungsorgan der Fische) eine summierende gemacht, ein daraus *resultierendes* Quink. Da es dann mehr als nur ein einfaches "*quick link*" ist, bezeichnen wir es als *Link*. Dieses resultierende Link ermöglicht es dem Organismus, eine für das weitere Leben und Überleben plausible Entscheidung zu treffen. In ihm kommt, physikalisch gesprochen, der

Wellencharakter der Quinks<sup>4</sup> zum Vorschein, was der auf das Richtungsorgan der Fische zielenden Bemerkung einen tieferen Sinn gibt.

\*

Andererseits darf man sich das nicht wie bei einer Volkszählung oder einer demokratischen Wahl vorstellen, dazu ereignen sich viele unserer Bewegungs- und Neigungsreflexe zu rasch. Mag sein, daß schon ein paar Dutzend in die gleiche Richtung weisende Signale reichen, um so ein *Link* einzustellen, und daß dieses dann sofort an die für Bewegung verantwortlichen Hirnregionen weitergereicht wird. Anschließend eintreffende Quinks hätten dann niedrigere Priorität und dienen nur noch zur Konsolidierung des ersten Resultats, die sozusagen im Hintergrund erfolgt, während sich das Aufmerksamkeitszentrum schon mit dem bevorstehenden Treffen beschäftigt. Nicht selten stellt sich freilich beim Konsolidierungsversuch heraus, daß das erste Resultat nicht haltbar ist, und man sich besser nach einem anderen Link richten sollte.

\*

All dies betrifft unseren Formalismus indes bloß am Rand. Er bleibt davon unabhängig, weil dem Link ebenso nur Richtungsinformationen innewohnen wie den es verursachenden Quinks. Insofern brauchen wir bei unseren Beschreibungen nur das Quink in Betracht zu ziehen, das dem resultierenden Link entspricht. Genau das tun wir bei einer Erzählung: sprechen wir davon, daß ein junger Mann in einen Park auf eine Dame zugeht, drücken wir genau das Wirken eines in die Richtung des aktuellen Link weisenden Quink aus - und ignorieren lässig das Wirken von Milliarden von Darm- und Magenzellen, die den gleichen jungen Mann zugleich in Richtung einer Pommes-Bude treiben; diese können später zum Zug kommen. Ein derartig repräsentativ in Richtung des aktuellen Link wirkendes Quink bezeichnen wir als *aktuelles Quink*, und nur von solchen soll die Rede sein, wenn wir im Folgenden von Quink-Strukturen sprechen.

\*

---

<sup>4</sup> In der klassischen Quantenphysik wohnen einem Teilchen stets auch Welleneigenschaften inne und umgekehrt einer Welle auch Teilcheneigenschaften. In einer "*Wellentheorie*" unseres Formalismus würde durch die Vielzahl der gerichteten Reize ein gerichtetes Wahrscheinlichkeitsfeld entstehen, das genau in dem Moment, in dem eine Bewegung erfolgt, zu einem präzise greifbaren Teilchen wird. Aus der Teilchenperspektive käme es zuerst zu einer komplizierten Überlagerung mehrerer Teilchen, von denen dann ein einziges aktualisiert wird, das sich nun wie eine Welle ausbreitet. Die tatsächlich in Gang gesetzte Entscheidung eines Organismus entspräche daher in etwa dem, was man in der Physik als "*Messung*" bezeichnet.

Dennoch lohnt sich, hier ein wenig zu verweilen. Denn in diesem Widerspruch zwischen den Neigungen verschiedener Reizungen und dem Versuch solche Widersprüche auszuräumen, durch irgendeine Instanz, sei es ein Bewegungsrichtungsorgan, seien es höhere Entscheidungsebenen unseres Gehirns, liegt womöglich die Wurzel dessen, was Camus als "*Das Absurde*" bezeichnet hat. Mit dem Übergang vom Quink zum Link hätte insofern das Absurde Eingang in unsere Reiztheorie gefunden. Wird ein Reiz von einem anderen überstimmt, nimmt - das ist auf fundamentale Weise mehr als bloß ein Wortspiel - das Verhalten des Gesamtorganismus aus der Perspektive des überstimmt Reizes den Charakter der Absurdität an. So kommt es zu Verhaltensweisen, in denen, um ein simples Beispiel von Camus anzuführen, ein Mann mit voller Energie und in voller biologischer Überzeugung in Richtung des Mündungsfeuers eines Maschinengewehrnestes rennt, obwohl die meisten seiner Lebenssinne massiv davor warnen<sup>5</sup>. Interessanterweise sitzt die Absurdität in unserer Darstellung der Reizverhältnisse im Organismus selbst, während Camus sie aus einem Konflikt zwischen dem äußeren, dem objektiven Raum und unserer Wahrnehmung herzuleiten bemüht ist, aus einem Konflikt von Universum und menschlichem Verstand, der sein Denken bis an seine Grenzen verfolgen möchte. Fraglos ist auch dieser hohe Konflikt jedes Nachdenkens wert. Unsere Theorie erlaubt allerdings schon den Amöben ein Gefühl von Absurdität, dessen biochemische in der Tendenz in gewissen Situationen auf Selbstmord drängende Qualität dem unseren durchaus vergleichbar ist - es wäre insofern eins, das stammesgeschichtlich tiefer in uns verankert sein könnte, als jede das Rationale streifende Regung unseres Gehirns. Es hat seinen Sitz in der Verzweiflung des überstimmt Reizes, der nur sich selbst kennt.<sup>6</sup>

\*\*\*

---

<sup>5</sup> In dieser Sichtweise liegt nahe, den von Freud als fundamental postulierten "*Todestrieb*", der ja - z.B. in Relation zur Genese des individuellen Masochismus - als ziemlich umstritten gilt, gleichfalls auf eine Sonderform der hier skizzierten "Absurdität" zu reduzieren.

<sup>6</sup> Es läßt sich sogar argumentieren, daß die Verzweiflung der überstimmt Reize die sie hervorbringenden Zellen dazu veranlaßt, im Organismus höhere Priorität gewinnen zu wollen, indem man sich etwa besonders vermehrt, um die Qualität oder die schiere Quantität seiner an das Reizverarbeitungszentrum gerichteten Signale zu erhöhen. Gewiß ist es kaum mehr als nur exzentrische Spekulation, darin die Genese unserer Sinnesorgane zu entdecken. Doch die spezifische Ausprägungen unserer Wahrnehmungssinne in etwa gleich großen Untergruppierungen (Auge, Ohr, Nase, Hand, Geschmackssinn), die sich in ihrer Zusammenarbeit um Priorität streiten und sich so sowohl zu maximaler Effizienz als auch Geltung entwickeln, hat angesichts der sie verursachenden Absurdität etwas Belustigendes.

## D. BERÜHRUNGEN UND VERKNOTUNGEN

Nicht immer endet solche Sequenz, wie in unserer bisherigen Standarderzählung, gleich wieder in einer Trennung. Falls jener Carl sich zum Beispiel entschlösse, der ihn interessierenden Dame nachzugehen und er irgendwann sogar gewagt hätte, sie zu berühren, käme es zu einem qualitativ ganz anderen Typ neuronaler Entladung, die durch diese handgreifliche Berührung in Gang gesetzt würde. In Gegensatz zu dem mit einem Kreis versehen Pluszeichen  $\oplus$  der Kollisionen könnte man eine derartige *Berührung* durch das aus dem Multiplikationszeichen hervorgehende Symbol  $\otimes$  bezeichnen, mit Hilfe dessen unsere kurze Erzählung folgende Gestalt annähme:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0$$

Darin verwandelt sich ein *Verfolgungs-Akton* in eine sich daraus ergebende Berührung, deren *Geschmack* wir daher als *verfolgend* oder *verfolgungsaktonisch* bezeichnen können. Entsprechend können wir, um sie dem Geschmack nach zu klassifizieren auch von *starken-* und *schwachen* bzw. *heroenaktonischen* oder *jagdaktonischen* sowie *zufälligen Berührungen* sprechen, je nach dem Aktonentyp, aus dem sie hervorgingen.

\*

Solche Berührung stellt eine Verschränkung zweier neuronaler Basen dar, in der die körperliche Identität selbst berührt wird und die deshalb für die beteiligten Lebewesen - den gejagten Hirsch oder die berührte Dame - einen kritischen Zustand einleiten kann. Selbst für den forschenden Jäger gilt das, der nach einer erfolgten Berührung sich vielleicht nicht mehr zu beherrschen vermag. Daher treten die auf Berührungsvermeidung gerichteten Reflexe schon bei feinsten neuronalen Kollisionen auf, fast schon bei Ahnungen<sup>7</sup>. Gewöhnlich werden diese auf Vermeidung

---

<sup>7</sup> Eine besondere Form von Berührung stellt das *Kitzeln* dar und der damit verbundene *Lachreflex*, worin sich der gekitzelte Körper zur Flucht wenden will. In den dabei erfolgenden spastischen Drehungen begreift man zugleich, daß - daher vielleicht das Lachen - das alles gar keinen Sinn macht. Der in der Regel harmlose, aber dennoch sonderbare Sadismus, zu dem das mitunter führt, wenn man den Gekitzelten nicht zur Besinnung kommen läßt, ist erziehenden Eltern, wenn sie das glückliche Lachen ihrer gekitzelten Kinder genießen, ja bekannt. Bemerkenswert daran ist übrigens, daß man sich nicht selber kitzeln kann, wenn man diese Wirkung erzielen möchte; es muß von einem anderen Wesen appliziert werden - was wiederum verraten mag, daß die bei neurologischen Kollisionen nötigen Antiquirks in der Regel von anderen Wesen und ihrem Verhalten herrühren. Die neuronalen Kollisionen dienen vor allem zur

ausgerichteten Reflexe bei einem Organismus kräftiger ausgebildet sein als diejenigen, die eine Berührung - bei der Nahrungsbeschaffung oder zwecks Vermehrung etwa - herbeiführen wollen. Daß auch Annäherungen gelegentlich schon auf Grund feinsten Ahnungen reflexhaft und auf Teufel kommt raus erfolgen, wird bei vielen Lebewesen durch eine zum Teil äußerst knapp bemessene sogenannte *Brunstzeit* eingeschränkt, deren Länge Ausdruck einer bemerkenswerten Minimalisierungsanstrengung der Evolution ist, die maximales Fortpflanzungspotential gewähren soll.

\*

Interessant an unserer Darstellungsweise ist auch hier, daß sie auf einer neuronalen Basis fußt, für welche der sie enthaltende sogenannte objektive Raum eher ein *Betätigungsfeld* darstellt als daß er im newtonschen Sinne aktiv auf uns einwirkt. Für diese Betätigung werden bloß gewisse räumliche Unterstrukturen benötigt, aus denen sich mögliche Quirkloadungs-Relationen ergeben. Daß solche Vorgänge weitgehend auch ohne physikalisch sinnvollen Raum ablaufen können, verraten uns unsere Wunschvorstellungen, wenn sie zu wirken beginnen, wenn sie in uns also insofern zu Antiquirks werden, worin lediglich Ladungsrelationen und ihre Sequenz vorhanden sind und ein realer Raum höchstens als Skizze. Schon in der fraglos vorhandenen Perspektive einer Amöbe, deren Raum- und Zeitvorstellungen gewiß nicht leicht mit der Welt Newtons in Übereinstimmung zu bringen sind, deutet sich das an. Dadurch läßt sich eine solche auf Quirks, Antiquirks und Quinks beruhende Beschreibungsweise nicht nur auf die realistische Spielform der Belletristik anwenden, sondern auch auf ganz unreal anmutende Phantasiegebilde oder sogar das noch einmal kompliziertere Erleben von *Filmen*. Und vor allem, das macht vielleicht die wirkliche Brisanz dieses Formalismus aus, auch auf den Bereich der Träume, ganz als würde in diesen durch das unbewußte Abfeuern bestimmter neuronaler Sequenzen ein irgendwie gestalteter Raum mitgeliefert, bei dessen Konstruktion keine besonders große Sorgfalt angewandt werden muß, solange die Ladungen der beteiligten Quirks und Antiquirks die richtigen Relationen aufweisen.

\*

---

Orientierung in der äußeren Welt. Nur bei Menschen, die an Schizophrenie leiden, und nicht mehr richtig zwischen sich und der Außenwelt zu unterscheiden vermögen, gilt das offenbar nicht mehr in dieser Schärfe: laut Auskunft der Neurologen sind sie die einzigen, die sich selbst kitzeln können. Andererseits kann man sich durchaus auch von Teilen des eigenen Körpers beeindruckt lassen, z.B. einer gewachsenen Erektion, wobei interessant ist, daß diese dann leicht den Eindruck von etwas "Fremdem" annimmt, mit dem man interagieren kann. Am Ende entsteht aber auch da leicht Gelächter, vor allem natürlich auf Seiten eines äußeren Beobachters.

Gelingt es der betreffenden Dame in unserer fortgesponnenen Standardgeschichte zur Erleichterung aller Beteiligten, sich von jenem Carl zu befreien, kann sich unsere Erzählung wieder in einen harmlosen Spaziergang verwandeln:

$$\underline{\uparrow} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow O$$

In diesem Falle bietet sich an, von einer an die Berührung sich anschließenden *Verzweigung* zu sprechen, wobei das *schwache Trennungsquink*  $\underline{\uparrow} \rightleftharpoons \oplus \rightarrow O$  den Abschluß der *Interaktion* bildet, die mit dem *Jagd-Akton*  $\underline{\uparrow} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O$  begann. Sollte die betreffende Dame während der Berührung dagegen Geschmack an dieser bekommen, weil sie es im Vornherein darauf abgezielt hat - im Bereich der Wunschvorstellungen ist das ja auch außerhalb der Brunstzeit möglich - käme es unter Umständen zu einer neuen Entwicklung:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O$$

worin sich die verfolgungsaktonische Berührung in eine dem Drängen nachgebende verwandelt. Um schließlich sogar einen heroenaktonischen Geschmack zu bekommen, der seinerseits zu einem neuen Stadium handgreiflicher Verwicklungen führen könnte, die wir als *Verknötung* bezeichnen. Eine solche dürfte wiederum einen ganz neuen Typ neuronaler oder biochemischer Entladung auslösen, so daß sich empfiehlt, in diesem Falle für die Verknüpfung der beteiligten Regungen ein neue Symbolkombination einzuführen - wir wählen dazu runde Klammern, welche sowohl das Berührungssymbol als auch die Beteiligten, gelegentlich auch die Ladungen, umschließen:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O \Rightarrow (\uparrow \otimes O)$$

In derartigen Verknötungen kommt es unter Umständen so schnell zu wechselnden Richtungen zwischen den aufeinander reagierenden Reizen und Regungen, daß man auf ihre Darstellung - nicht immer freilich - verzichten darf oder dies aus Geschmacksgründen sogar muß.

\*

Man könnte sagen, daß jeder der vier theoretisch möglichen Verknötungstypen  $(\uparrow \otimes \uparrow)$ ,  $(\uparrow \otimes O)$ ,  $(O \otimes \uparrow)$  und  $(O \otimes O)$  eine jeweils anders wirkende (oder zumindest in andere Verhaltensweisen

einmündende) Kraft zugrunde liegt, die das Verhalten der Individuen steuert. Unsere auf zwei Regungstypen beschränkte Betrachtungsweise verfügt also über immerhin *vier verschiedene Grundkräfte*. Dabei erstaunt vielleicht, daß wir  $(\uparrow\otimes O)$  und  $(O\otimes\uparrow)$  als verschieden ansehen. Berücksichtigen wir die Subjektivität der Perspektiven, wird aber klar, daß im Fall der geschlechtlichen Vereinigung schon ein ernsthafter Kinderwunsch gewisse Asymmetrien entstehen läßt, die dem weiblichen Part Verhaltensweisen nahe legen, die sich von denen eines Don Juan erheblich unterscheiden.

\*

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch das häufig beobachtbare Bestreben, derlei Unterschiede und überhaupt die strukturelle Verschiedenartigkeit dieser vier Kräfte zu ignorieren, indem man nur eine einzige, als universell gültig angenommene, Kraft gelten lassen mag. Mit Hilfe dieser platonisch gewonnenen, dafür aber uneingeschränkt positiv bewerteten ideal-universellen Kraft hätten die Individuen dann zu interagieren, wenn sie (und mehr noch das sie umfassende Gemeinwesen) als glücklich, oder dem Glück zumindest sich potentiell nähernd, gelten sollen. Unsere Betrachtungsweise legt eher nahe, die unserem Verhalten zugrunde liegenden Kräfte erstmal ruhig zu den Typen von Erfüllung drängen zu lassen, nach denen sie so sehr begehren. Im Gegensatz zum platonischen Glück, das sich nie einstellen wird, - und entspricht dies nicht der Wirklichkeit? Das Glück liegt doch in Mengen am Rand jeder Straße! - ergäbe dies mehrere Arten von erreichbarem, zumindest momentanem Glück, die freilich durchaus inkompatibel miteinander sein können.

\*

Zu jedem dieser vier Verknotungstypen  $(\uparrow\otimes\uparrow)$ ,  $(\uparrow\otimes O)$ ,  $(O\otimes\uparrow)$  und  $(O\otimes O)$ , die wir im Gegensatz zu später auftauchenden auch *archaisch* nennen<sup>8</sup>, existieren drei Berührungsarten, die

---

<sup>8</sup> Es ist interessant diese archaischen Verknotungstypen mit den drei Ur-Wesen des Aristophanes zu korrelieren, die man sich in einer solchen Verknotung als wiederhergestellt vorstellen kann: denn ursprünglich, so erzählt Aristophanes in Platons Symposion im Scherz (*Symposion* 189e), gab es drei Geschlechter: die von der Sonne stammenden Männer, die von der Erde stammenden Frauen, und die sogenannten Mann-Weiblichen, die mit dem Mond verbunden waren. Jedermann war damals kugelförmig, hatte vier Hände und Füße und jeweils zwei Geschlechtsorgane, wobei die vom Mond stammenden Mann-Weiblichen über jeweils ein männliches und ein weibliches Geschlechtsorgan verfügten, weil der Mond laut Aristophanes sowohl an der Erde als auch an der Sonne teilhat. Sie waren stark und klug und wollten sich einen Zugang zum Himmel bahnen, um die Götter anzugreifen. Zur Strafe zerteilte Zeus sie in zwei Hälften, so daß jedermann fortan nur noch über ein Geschlechtsorgan verfügte. Da wir nun derart zerschnitten sind, sucht seitdem jeder (*Symposion* 191d) sein anderes Stück, wobei die Männer, die den Mann-Weiblichen entstammten, weiberliebend sind, und die dem Mann-Weiblichen entstammenden Frauen männerliebend. Frauen wiederum, die aus dem Zerschneiden von Ur-Frauen entstanden,

dazu führen können: erstens die *starke* oder *heroenaktonische* Ladungsrelation  $\rightarrow\otimes\leftarrow$ , welche einem bewußten Aufeinanderzugehen zweier Beteiligter entspricht; zweitens die *verfolgende* oder *verfolgungsaktonische*  $\rightarrow\otimes\rightarrow$ , mit der das Erreichen eines bewußt Ausweichenden symbolisiert wird; und schließlich die *schwache* oder *jagdaktonische*  $\rightarrow\otimes\rightleftarrows$ , bei welcher ein Ahnungsloser eine direkte Verknotung erfährt, wobei wir über die relationale Bewußtheit des bewegungsneutral Beteiligten oft erst im *Verknotungsverlauf* etwas erfahren können. Ein Sonderfall von  $\rightarrow\otimes\rightleftarrows$  entsteht, wenn es sich um ein *sich nicht mehr Wehren* am Ende einer Verfolgung  $\rightarrow\oplus\rightarrow$  handelt. Das stellt eine Mischform der beiden vorherigen dar, die wir, wegen ihrer Wichtigkeit für die Erzählform, mit einem eigenen Namen versehen und als *kapitulative* oder *kapitulationssaktonische Verknotung* bezeichnen.

\*

Die nichtaktonischen Relationsmöglichkeiten  $\leftarrow\otimes\rightleftarrows$ ,  $\leftarrow\otimes\rightarrow$  und  $\rightleftarrows\otimes\rightleftarrows$  sind in diesem Zusammenhang nicht von Belang, weil sie die Beteiligten einander nicht näherbringen oder sie sogar voneinander fortführen. Vom Zufälligkeits-Quink erwarten wir wiederum maximal eine Berührung, in der sich Richtungen herauskristallisieren, die den Geschmack einer eventuell folgenden Verknotung bestimmen. Daraus ergeben sich acht klar voneinander unterscheidbare zu archaischen Verknotungen führende Verläufe, die wir als "*Archaische Eröffnungen*" einer Erzählung bezeichnen:

$\uparrow\rightarrow\oplus\rightleftarrows\uparrow \Rightarrow \uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\uparrow \Rightarrow \uparrow\rightarrow\otimes\leftarrow\uparrow \Rightarrow (\uparrow\otimes\uparrow)$  bewußter männlicher Zweikampf

$\uparrow\rightarrow\oplus\rightleftarrows\uparrow \Rightarrow \uparrow\rightarrow\oplus\rightarrow\uparrow \Rightarrow \uparrow\rightarrow\otimes\rightarrow\uparrow \Rightarrow (\uparrow\otimes\uparrow)$  erzwungener männlicher Zweikampf

$\uparrow\rightarrow\oplus\rightleftarrows\emptyset \Rightarrow \uparrow\rightarrow\oplus\leftarrow\emptyset \Rightarrow \uparrow\rightarrow\otimes\leftarrow\emptyset \Rightarrow (\uparrow\otimes\emptyset)$  männliche Verführung des Weiblichen

$\uparrow\rightarrow\oplus\rightleftarrows\emptyset \Rightarrow \uparrow\rightarrow\oplus\rightarrow\emptyset \Rightarrow \uparrow\rightarrow\otimes\rightarrow\emptyset \Rightarrow (\uparrow\otimes\emptyset)$  Vergewaltigung

$\emptyset\rightarrow\oplus\rightleftarrows\uparrow \Rightarrow \emptyset\rightarrow\oplus\leftarrow\uparrow \Rightarrow \emptyset\rightarrow\otimes\leftarrow\uparrow \Rightarrow (\emptyset\otimes\uparrow)$  weibliche Verführung des Männlichen

$\emptyset\rightarrow\oplus\rightleftarrows\uparrow \Rightarrow \emptyset\rightarrow\oplus\rightarrow\uparrow \Rightarrow \emptyset\rightarrow\otimes\rightarrow\uparrow \Rightarrow (\emptyset\otimes\uparrow)$  Verführung des Widerstrebenden

$\emptyset\rightarrow\oplus\rightleftarrows\emptyset \Rightarrow \emptyset\rightarrow\oplus\leftarrow\emptyset \Rightarrow \emptyset\rightarrow\otimes\leftarrow\emptyset \Rightarrow (\emptyset\otimes\emptyset)$  Verkameradschaftung

---

kümmerten sich nicht viel um Männer, während aus Ur-Männern hervorgegangenen Männer die Frauen gleichgültig sind. Bemerkenswert daran ist, daß (anders als der später sprechende Sokrates, der den Eros als Liebe zum Guten in jeder Gestalt definiert) auch Aristophanes bereits Geschlechtlichkeit benutzt, um durch rein formale Kombination verschiedene menschliche Interaktionstypen zu klassifizieren.

$O \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow O \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow O \rightarrow \otimes \rightarrow O \Rightarrow (O \otimes O)$  erzwungene Verkameradschaftung<sup>9</sup>

\*

Gegenüber diesen mit einer gewissen Dramatik, unter Umständen sogar einer verwickelten Theatralik, ausgestatteten zu Verknotungen führenden Verläufen haben die vier trivialeren *schwachen* Annäherungsmöglichkeiten, bei denen ein Ahnungsloser überrascht wird:

$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow (\uparrow \otimes \uparrow)$

$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons O \Rightarrow (\uparrow \otimes O)$

$O \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow O \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow (O \otimes \uparrow)$

$O \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow O \rightarrow \otimes \rightleftharpoons O \Rightarrow (O \otimes O)$

häufig nur statistischen Wert (ein weiteres von einem professionellen Jäger ohne Umstände erlegtes Stück Wild; ein weiterer belangloser Liebesakt in einer funktionierenden Ehe; ein weiterer gemeinsam beim Fernsehen verbrachter Abend ohne besondere Ereignisse) - es sei denn, die dramatisierenden Heroen- oder Verfolgungsrelationen  $\rightarrow \otimes \leftarrow$  und  $\rightarrow \otimes \rightarrow$  stellen sich unmittelbar nach Verknotungsbeginn doch ein, in der Belletristik geschieht das manchmal dann in höchst dramatischer Weise. Dies entspricht einer leicht verspäteten Zurückführung auf einen der acht bereits dargestellten heroischen Verläufe. Wenn sich aus etwas zunächst gar nicht weiter Erwähnenswertem doch etwas von Relevanz ergibt, kann es sich erst innerhalb der erfolgenden Verknotung offenbaren, wir werden dies bei der Analyse möglicher Verknotungsverläufe näher untersuchen.

\*

Erwähnenswert ist weiter, daß für diese Interaktionen (das gilt im übrigen so weitgehend für die meisten unserer Aktivitäten, daß man es einerseits kaum der Erwähnung wert hält und es andererseits, z.B. in der an der Mathematik sich orientierenden Linguistik, oft nicht einmal berücksichtigt) das *Kommutativgesetz* nicht gilt, schließlich spielt eine Rolle, ob man sich erst

---

<sup>9</sup> Später werden wir die *Verkameradschaftung* unter dem uns vertrauteren Begriff der *Verbrüderung* zu fassen suchen. An dieser Stelle verwirrt dieser Begriff aber noch unnötig, da man bei einer Verbrüderung ganz naiv (und im Sinne von Aristophanes) eher an die Verknüpfung zweier Pfeile als zweier Öffnungen denken könnte. Wenn aber grade davon die Rede war, daß von den vier in uns wirkenden Kräften manche am liebsten nur eine einzige gelten lassen wollen, kommt natürlich vor allem diese sonderbar geschlechtslose "Verbrüderung" in Betracht.

vereinigt, um dann miteinander zu kämpfen, oder ob man sich erst nach einem Zweikampf miteinander vereinigt. Diese Ungültigkeit des Kommutativitätsgesetzes (sie fiel uns in anderer Form schon beim Unterscheiden der in  $(\uparrow \otimes O)$  und  $(O \otimes \uparrow)$  wirkenden Kräfte auf) ist auch für die Psychoanalyse von größter Bedeutung, da vergangenes Geschehen in unserem Erinnerungsraum gewöhnlich nicht in richtiger Reihenfolge abgelegt ist. Unsere Erinnerungsversuche geraten daher immer wieder in sonderbare Torsionen, weil die Reihenfolge des von uns Erzählten nicht mit der Dynamik der einstigen Tatsachen übereinstimmen will und man dazu neigt, sich ein Märchen zusammenzubasteln, das mehr den als kausal empfundenen Gesetzen der narrativen Topologie sich unterwirft, als dem, was uns einst wirklich geschehen ist<sup>10</sup>.

\*

Einen besonderen Rang nehmen jedoch die *kapitulativen* Verknotungen

$$\begin{aligned} \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow &\Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow (\uparrow \otimes \uparrow) \\ \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O &\Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftarrows O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftarrows O \Rightarrow (\uparrow \otimes O) \\ O \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow &\Rightarrow O \rightarrow \oplus \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow O \rightarrow \otimes \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow (O \otimes \uparrow) \\ O \rightarrow \oplus \rightarrow O &\Rightarrow O \rightarrow \oplus \rightleftarrows O \Rightarrow O \rightarrow \otimes \rightleftarrows O \Rightarrow (O \otimes O) \end{aligned}$$

ein, deren Spektrum vom gnadenlosen Umbringen eines nicht mehr sich Wehrenden bis zur falschen Verbrüderung im Suff oder gar dem das eigene Leben aufs Spiel setzenden Retten eines Ertrinkenden reicht, vom absolut Bösen also bis fast zum absolut Guten. Weil sie oft am Ende einer Handlungskette stehen und von dieser entsprechend aufgeladen wurden, sind sie, zumal daran deutlich sichtbar die Flagge der Moral flattern kann, an melodramatischem Potential nicht leicht zu überbieten.

\*\*\*

---

<sup>10</sup> Man kann natürlich darüber spekulieren, ob eine "*Heilung*" vielleicht gerade darin besteht, daß man die wüste Verwirrung, in die uns ein früheres Geschehen gestürzt hat, in eine gefällige, topologisch einwandfrei narrative Konstruktion zu übersetzen vermag, die mit dem eventuell ganz anders gelagerten kausalen Kern des einstigen Geschehens zwar nur oberflächlich zu tun hat, an die der nunmehr Geheilte aber so sehr glaubt, daß er seine Verwirrtheit weitgehend verliert.

## E. DIE LANGEWEILE ODER DIE INDIFFERENZ

Die Analyse unserer bisherigen Erzählungen läßt erkennen, welche enorme Funktion dem neutralen Bewegungszustand zukommt. Nicht nur ist er nötig, um Aktionen in Gang zu setzen oder sie irgendwann zu beenden, er dient auch dazu, gewisse Wendepunkte im Befinden der Agierenden auszudrücken. Ebenso müßte man realistischere einen gewissermaßen neutralen Erregungszustand einführen, den man *Langeweile*, *Indifferenz* nennen oder je nach Perspektive mit dem Adjektiven *gelangweilt* oder *langeweilend*, auf englisch beide *bored*, bezeichnen könnte. Oder bei manchen Reiztypen auch als *belanglos*, ein Zustand, der weder Pfeil noch Öffnung ist, sondern eine sich gegenseitig neutralisierende Überlagerung beider, von denen sich aber auf Grund irgendwelcher neuer Reize blitzartig einer wieder einzustellen vermag. Insofern stellt er keinen wirklichen Nullzustand dar, wie ihn eine digitale Theorie verlangen würde, eher schon das Resultat einer *Ermüdung* oder auch einer gewissen Grundmüdigkeit, in der man zwar Reize registrieren könnte, es aber wegen ihrer vermuteten Belanglosigkeit nicht richtig will. Mitunter geht er sogar auf eine *Überreizung* zurück (zum Beispiel beim Hören von lauter Musik), auf Grund welcher bestimmte Empfindungsarten eine Weile ignoriert werden. Wir bezeichnen ihn als den *Psi-* oder  $\Psi$ -*Zustand* einer Erregung, wobei in der Gestalt des griechischen Buchstabes Psi sowohl Richtung auch als Krümmung angelegt sind, oder, wenn man so will, Pfeil und Öffnung. Man muß ihn deutlich, obschon er damit eine gewisse Ähnlichkeit hat, vom Zustand der vollkommen Apathischen unterscheiden, die so erschöpft sind, daß ihnen alles egal ist und sie kein Reiz mehr erreicht. Letzterer von uns gelegentlich  $\pi$ -Zustand (nach dem kleinen griechischen Buchstaben "pi") genanntes Wahrnehmungsstadium ist nicht mehr weit entfernt vom finalen Zustand alles Lebens, der in unserem Formalismus  $\tau$ -Zustand (nach dem kleinen griechischen Buchstaben "tau") heißen wird.

\*

Da wir bei den Quirks und Antiquirks nun statt zwei Erregungsstufen, von denen jede mit einer von drei möglichen Ladungen versehen ist, drei zur Verfügung haben, erweitert sich die Zahl der möglichen Quirk-Antiquirkkombinationen bei neuronalen Kollisionen von sechs mal sechs auf neun mal neun, wir verfügen jetzt also theoretisch über 81 verschiedene Quirk-Typen. Davon werden etliche wieder wegen Spiegel- bzw. Aktiv-Passivsymmetrie wegfallen, während andere wiederum durch Entartung neu entstehen, so daß unserer Teilchenzoo, aus dem sich das

Narrative speisen muß, auf etwa sechzig bis siebzig Spezies kommen mag. Hier kann nicht der Platz sein, sie alle im Detail zu analysieren, wir werden uns auf eine Auswahl beschränken. Selbst die genaue Zahl zu ermitteln, macht wenig Sinn, ihr wird ebensowenig Magie innewohnen, wie der bisherigen Zahl 28, von der ich meine, sie ergibt sich nicht aus vier mal sieben sondern nur auf Grund einer eher zufälligen Kette von Additionen und Subtraktionen. Unsere bisherigen 28 Quinks, die natürlich weiterhin wirken, werden wir fortan als *archaische Quinks* bezeichnen. Die zusätzlichen teilen sich unter den schon bekannten Aktonen- und nichtaktonischen Quink-Klassen auf, von denen daher jede also eine ganze Anzahl zusätzlicher Ausbildungen annehmen kann.

\*

Trotz der harmlos klingenden Erweiterung auf einen dritten Zustand, ergeben die zusätzlichen nichtarchaischen Quinks ein erstaunlich erweitertes Erzählpotential. Am deutlichsten wird dies, wenn wir die neu entstehenden Verknüpfungsmöglichkeiten analysieren: zu den bisher nur 4 archaischen Typen ( $\uparrow\otimes\uparrow$ ), ( $\uparrow\otimes\text{O}$ ), ( $\text{O}\otimes\uparrow$ ) und ( $\text{O}\otimes\text{O}$ ) kommen jetzt 5 nichtarchaische, leicht pervers anmutende hinzu:

- ( $\Psi\otimes\uparrow$ ) die Verknüpfung eines/einer Gelangweilten mit einem Erregten
- ( $\uparrow\otimes\Psi$ ) die Verknüpfung eines Erregten mit einem/einer Gelangweilten
- ( $\Psi\otimes\text{O}$ ) die Verknüpfung eines/einer Gelangweilten mit einer Erregten
- ( $\text{O}\otimes\Psi$ ) die Verknüpfung einer Erregten mit einem/einer Gelangweilten
- ( $\Psi\otimes\Psi$ ) die Verknüpfung eines/einer Gelangweilten mit einem/einer Gelangweilten

Man könnte diese Verknüftungen vielleicht *modern* nennen, oder sie, in respektvoller Erinnerung an Alberto Moravia, der sich gerade mit diesem Aspekt der Modernität auseinandersetzte, auch als *moravische* Verknüftungen bezeichnen. Sie vermögen sich aus dem geringsten Anlaß jederzeit in einen der vier archaischen Knoten zu verwandeln, man weiß vorher nur nicht, in welchen. Besonders der letzte Verknüftungstyp hat es in sich: von das Spirituelle streifender sexueller Orgie über die groteskste aller Langweilten bis hin zum entsetzlichen Blutbad aus allerfürchterlichsten Motiven ist alles noch drin.

\*

Überdies bieten sich durch die zusätzlichen Quinks sofort mehrere bemerkenswerte neue Interaktionseröffnungen an, die zu den bekannten acht archaischen Varianten führen:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \Psi \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow$$

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \Psi \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O}$$

$$\text{O} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \Psi \Rightarrow \text{O} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow$$

$$\text{O} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \Psi \Rightarrow \text{O} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O}$$

In den ersten dieser neuen Möglichkeiten verliert ein gelangweiltes oder langweilendes Wesen  $\Psi$  infolge einer erregten Annäherung seine Langeweile. In Aktivform beschrieben, aus der Perspektive des Erregten also (im simpelsten Fall als  $\underline{\uparrow} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \Psi \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O}$ ), bedeutet dies, daß ein erregter Zustand an einem zunächst langweilig wirkenden Objekt  $\Psi$  eine geschlechtliche Herausforderung entdeckt. Dies verlangt - insbesondere wenn die Erregtheit des Wahrgenommenen nur Einbildung ist - eine gewisse Musterungszeit, in deren Verlauf es zur Verwandlung kommen kann. Wird der gleiche Vorfall in Passivform beschrieben, aus der Perspektive eines gelangweilten  $\Psi$  also, der sich ein Pfeil nähert (etwa durch  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \underline{\Psi} \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \underline{\text{O}}$ ), kann diese Verwandlung dagegen in einem Reflex geschehen (wenn z.B. der Fan eines Filmstars diesem unversehens gegenübersteht). Darüber hinaus kann sich in dieser harmlosen Symbolkette der Beginn der wohl elementarsten Reaktion verbergen, welche die höheren Lebewesen kennen, der sogenannte *Fluchtreflex* angesichts einer völlig unvermutet schlagartig auftauchenden womöglich lebensbedrohenden Gefahr vom Typ " $\uparrow$ " :

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \underline{\Psi} \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O} \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \rightarrow \text{O}$$

Dieser wird in Bruchteilen von Sekunden ausgelöst und ist mit extremer Hormonausschüttung gepaart, wobei der doppelte Pfeil am Gleichungsende ein Maß für das Fluchttempo sein soll.

\*

Nicht weniger interessant sind folgende vier Interaktionsmöglichkeiten:

$$\Psi \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O} \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O}$$

$$\Psi \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O} \Rightarrow \text{O} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O}$$

$$\Psi \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow$$

$$\Psi \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow \text{O} \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow$$

die in Aktivform, also aus der Perspektive von  $\Psi$  gesehen, eine Stimulierung auf Grund des Betrachtens eines erregten Zustandes beschreiben, in der Ausbildung  $\Psi \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O} \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O}$  also z.B. die Erektion eines Gelangweilten angesichts einer Öffnung. Da derartige Erektionen bei manchen Menschen auch angesichts des bloßen Abbilds einer Öffnung entstehen kann (denn das in corpore sich befindliche Antiquirk läßt sich in diesem Fall unter Umständen kurzzeitig nicht unterscheiden), enthielte diese kurze Quinkfolge eine Darstellung der Genese einer durch das Betrachten von Pornographie erzeugten Erregung. Wird dagegen in Passivform aus der Perspektive eines Erregten vom neutralen Typ  $\rightleftharpoons$  erzählt, so kann es sich bei  $\Psi \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O} \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \text{O}$  je nach Temperament von "O" um ein unverhofftes Geschenk oder um eine allmählich verständlich werdende Bedrohung handeln, in beiden Fällen also um etwas, dem man nun in Art der bereits bekannten archaischen Eröffnungen begegnen muß<sup>11</sup>.

---

<sup>11</sup> Man mag der Ansicht sein, daß die hier dargestellte Formalisierung von Abläufen in hintereinander geschaltete Zweipersonenfolgen zwar ein sinnvolles Prinzip darstelle, weil man schließlich nur so zu erzählen vermag, daß in der Psychoanalyse aber nun einmal der Dreipersonenkonflikt das täglich Brot sei. Oft taucht dieser allerdings nur virtuell auf, wenn etwa - im wichtigsten Prinzip der Perversion - Zweipersonensequenzen nach einem identischen Muster wiederholt werden müssen, um einen innerpsychischen (meist auf einem virtuell vorhandenen deformierten ödipalen Dreieck beruhenden) Konflikt darzustellen, ohne daß vorerst eine Lösung gefunden werden kann. Insofern wären die hier dargestellten für das Reich der Belletristik brauchbaren Formalismen auch in solchen Fällen verwendbar, zumal man am Ende ohnehin alles auf linear aufeinander folgende Sprachbrocken reduzieren muß.

Andererseits läßt sich dieser Formalismus mit einiger Anstrengung auch in direkter Weise auf Dreiecks-Situationen ausdehnen: in diesem Falle gäbe es nicht nur zwei Sichtweisen einer objektiven Situation, sondern drei, genau genommen sogar sechs bzw. neun, wenn man - die Ausarbeitung der Details überlassen wir hier lieber dem grade an solchen Fällen brennend interessierten Leser - berücksichtigt, daß jeder Beteiligte sich auf einen der anderen fokussieren kann, wobei es jeweils ein aktives und ein passives Erleben gibt, welches wiederum vom momentan Ausgeschlossenen plötzlich gestört werden kann oder auch nicht. Das "=>"-Zeichen würde dann zwei komplex austarierte, zeitlich aufeinander folgende Dreiecke verbinden. So naheliegend eine solche Erweiterung ist, welche die berühmt-berüchtigten Lacanschen Dreiecke in einen der Logik klar zugänglichen Zusammenhang stellen könnte, würde sie an dieser Stelle doch den Charakter dieser Arbeit sprengen, die erst einmal Zweipersonen-Konstellationen in ihrer sichtbaren Entwicklung brauchbar formal zu beschreiben sich zum Ziel gesetzt hat.

So gesehen mag bereits die Ausweitung auf Dreiecke im Einzelfall zwar interessant, im Grunde jedoch kaum nötig sein, es sei denn, man nimmt an, nicht nur die aktiven sondern auch sämtliche inhibierenden Faktoren, die zu einer Handlung beitragen, wären in kausal auseinander folgenden Diagrammen darstellbar. Dies ist bis zu einer gewissen Ebene wohl möglich, aber irgendwann muß schließlich doch ein Schnitt erfolgen. Spätestens dann endet man bei einer nur grob verbal skizzierten Inhibition, infolge welcher, wie in I, B dargelegt, einige offensichtlich wirkende Reize von anderen überstimmt werden, und das Individuum zu einer, aus Sicht der unterlegenen Sinne, paradoxen Handlung kommt, welche es einem manifesten Gefühl für das Absurde aussetzt, einer im Unterschied zu Camus intellektuell-existentieller vielleicht organisch zu nennenden Absurdität, deren Ausdruck der tatsächliche Link ist, dem die unterlegenen Sinne partout nicht trauen wollen. Ob diese paradox wirkende Inhibition auf Grund einer ödipalen Dreieckssituation oder z.B. einer zufälligen menstrualen Störung erfolgt, ist aus strikt

\*

Es fehlt noch die übliche Ausgangssituation, in der sich zwei  $\Psi$  begegnen und eins davon in den Augen des anderen stimulierenden Charakter bekommt. Dies erfaßt die Genese der vorherigen Situation, unter Umständen also auch die der pornographischen Versuchung:

$$\Psi \rightarrow \oplus \Leftrightarrow \Psi \Rightarrow \Psi \rightarrow \oplus \Leftrightarrow \text{O}$$

$$\Psi \rightarrow \oplus \Leftrightarrow \Psi \Rightarrow \Psi \rightarrow \oplus \Leftrightarrow \uparrow$$

Im übrigen ist in diesem simplen Diagrammpaar die ganze Furchtbarkeit des Pascalschen Gedankens ausgedrückt, alles Unheil der Welt entstehe daraus, daß die Menschen es in ihren eigenen vier Wänden nicht aushalten können<sup>12</sup>.

\*

Andererseits klingt eine Existenz in Form insulärer, nie sich berührender, sich und die Welt langweilenden Stasis-Quinks  $\Psi \Leftrightarrow \oplus \Leftrightarrow \Psi$  auch nicht gerade erwünschenswert, um nicht zu sagen erschreckend, hätten wir nicht die vage Hoffnung, eine solche könne durch Transformation in ein Zufälligkeits-Quink doch noch zu einer Begegnung führen; oder gar zu einer völlig überraschenden, einen wider alles Erwarten zu Tränen des Glücks veranlassenden Berührung:

$$\Psi \Leftrightarrow \oplus \Leftrightarrow \Psi \Rightarrow \Psi \rightarrow \otimes \Leftrightarrow \Psi \Rightarrow \dots$$

\*\*\*

---

topologischer Perspektive, worin es auf tatsächliches Tun und seine Auswirkungen ankommt, zunächst nur von zweitrangiger Bedeutung. Wobei ausgesprochen interessant ist, daß dies oft mit noch größerer Schärfe für die handelnden und, vermehrt noch, die eine Handlung ertragen müssenden Individuen gilt.

<sup>12</sup> der Gedanke, die Entwicklung zur zunehmenden Abwesenheit von Geschlechtlichkeit mache einen Wesenszug der Moderne aus, läßt sich sogar auf einem in unserem Zusammenhang so entlegenen scheinenden Gebiet wie der Musik beobachten. In Schönbergs Harmonielehre heißt es z.B., daß der durch die beiden Tongeschlechter Dur und Moll dargestellte Dualismus, "indem er an die Zweigeschlechtlichkeit erinnert (...), die Kraft eines an hohe Einrichtungen gemahnenden Symbols hat; gewiß konnte (dies) den Irrglauben stützen, diese beiden Tonarten seien das Einzig-Natürliche, das Endgültige, Bleibende: Der Wille der Natur sei durch sie erfüllt. Für mich ergibt sich anderes: man ist dem Willen der Natur näher gekommen. Aber man ist noch fern genug: die Engel, unsere Übernatur, sind geschlechtslos; und der Geist kennt die Unlust nicht." - A. Schönberg, *Harmonielehre*, 1922, S.111 der Neuausgabe von 1966. Es ist gewiß interessant, darüber zu spekulieren, was eigentlich bedeutet, daß die Entwicklung zur Zwölftonmusik (die ja paradigmatisch für viele Entwicklungen der modernen Kunst ist) auf einem so sonderbaren biologistischen Axiom wie der Geschlechtslosigkeit von Engeln, die unsere Übernatur bilden, beruht; und der geradezu aberwitzigen Behauptung, der Geist kenne die Unlust nicht.

## II. IDEALE VERKNOTUNGSVERLÄUFE

### A. LIEBE, JAGD UND ZIVILISATION - ARS AMATORIA

Schaut man sich die Genese der konventionellsten aller heroisch archaischen Verknotungen

$$\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O)$$

mit den dazugehörigen Ladungen einmal an, um ihre Fortentwicklung abzuschätzen, so scheint das Entwicklungspotential zunächst eher begrenzt: Im Idealfall wird die Vereinigung auf mehr oder weniger erfüllende Weise ein oder mehrere Male vollzogen, bis der Bewegungsdrang schließlich aufhört - anschließend kommt es zur Trennung, bei der eine den anderen wieder verläßt. Daraus ergeben sich drei mögliche Enden:

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons O) \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow O$$

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons O) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons O$$

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons O) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightarrow O$$

wobei die Symbolkette  $(\uparrow \otimes O)$  die Verwicklungen zwischen Anfang und Ende der Verknotung sowie ihre Sequenz symbolisieren soll. Dabei endet die Verknotung im ideal erfüllten Fall notwendig in einem *Stasisquink*, um dann durch ein Trennungs-Quink aufgelöst zu werden. Von diesen hat die starke Trennung  $\uparrow \leftarrow \oplus \rightarrow O$  einen bitteren Beigeschmack, weil man den Eindruck gewinnt, hier wäre etwas zu Geschäftsmäßiges im Gange gewesen, als daß man dieses blitzartig beendete Treffen im klassischen Sinn noch als ideal bezeichnen könnte. Diese Bezeichnung verdient der erotische Vorgang insofern nur, wenn die Lösung des Knotens in einer schwachen Trennung erfolgt. Wobei sich argumentieren läßt, daß die zeitliche Länge des finalen Stasis-Quinks das Maß des in der Verknotung gefundenen gemeinsamen Glücks bestimmt.

\*

Untersuchen wir hingegen den aus einer stark verfolgungsaktonischen Berührung hervorgegangenen archaischen Knoten der heteroerotischen Ausformung

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0 \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0)$$

läßt sich schon schwerer bestimmen, worin eigentlich ein idealer internodialer Verlauf besteht. Gewiß könnte er rasch ebenfalls in einem Stasis-Quink mit folgender schwacher Trennung enden:

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 0) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons 0$$

Das hat aber etwas Unbefriedigendes, nicht recht zu Ende agiertes, was sich schlagartig ändern würde, wenn folgendes Muster einträte:

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \otimes 0) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 0) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons 0$$

wenn also die Öffnung ihre Ladung wechseln und ihrerseits nach idealer Verknotung streben sollte. Dazu bedarf es aber einer radikalen Dispositionsänderung, in der ein Widerstrebender plötzlich seine Ansicht ändert und auf einmal nach dem Glück in der unerwünschten Verknotung nicht nur sucht, sondern es dort auch unverhofft findet. Solch radikale auf einer Quinkseite innerhalb einer Verknotung stattfindende plötzliche oder allmähliche Dispositionsänderungen nennen wir *internodiale Transformationen der Ladung*.

\*

Solche Ladungstransformationen können auch im entgegengesetzten Sinne erfolgen, wenn in einer heroischen Verknotung zum Beispiel ein eingangs Williger sich plötzlich in einen vor dieser speziellen Verknotung Ekelnden verwandelt und anschließend möglichst bald das Weite sucht:

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \otimes 0) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightarrow 0) \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow 0$$

Kaum jemand wird einen derartigen internodialen Verlauf ideal nennen wollen. In diesem Falle stellt sich das finale *Stasis-Quink* interessanterweise gar nicht erst ein, weil nur der Pfeil nach seiner Entladung vorläufige Ruhe findet.

\*

Eine ganz andere Möglichkeit eventuell einen idealen Verlauf zu finden, stellt im Fall der prekären stark verfolgenden Verknotungen die Sequenz

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0) \Rightarrow (0 \rightarrow \otimes \rightarrow 0) \Rightarrow (0 \otimes 0)$$

dar, in welcher sich der Pfeil ebenfalls plötzlich in eine Öffnung verwandelt und die Knotenkonstellation dadurch so radikal verändert, daß sie doch noch in einen idealen Verlauf einmünden könnte. In diesem Fall den einer erzwungen kameradschaftlichen Begegnung, wie er sich vielleicht am leichtesten durch die Verbindung von liebkosender offener männlicher Hand und weiblicher Brust ausdrücken läßt. Solche plötzlichen oder auch allmählichen Verwandlungen des Geschlechts einer Erregung nennen wir *internodiale Transformationen des Erregungszustandes*.

\*

Der römische Dichter *Gaius Valerius Catullus* war vielleicht der erste, der sein Augenmerk auf solch dramatische Transformationen von Erregungs- und Ladungszuständen innerhalb und in Verbindung mit menschlichen Verknotungen gerichtet und sie in nicht nur seinem berühmten *odi et amo* - ich liebe und hasse zugleich - sowohl beklagt als auch aufs Erhabenste gefeiert hat. Deshalb sollte man diese beiden Typen von internodialen Transformationen in Erinnerung an ihn, dem die Dichtung und auch die Menschheit *das empfindende Individuum* verdankt, *Catullische Transformationen* nennen.

\*

Wenn wir die heroische geschlechtliche Vereinigung mit dem Wissen um Catullische Transformationen erneut beleuchten

$$\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow 0 \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \otimes 0) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 0) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons 0$$

läßt sich ihr idealer Verlauf vielleicht als Aufeinanderfolge einer möglichst maximalen Zahl Catullischer Transformationen innerhalb der Verknotung definieren, deren Erregungen sich trotz aller dabei auftauchenden Konflikte am Ende dennoch ideal in einem lang anhaltenden verknoteten *Stasis-Quink* entladen, in welchem die ursprüngliche Geschlechtlichkeit erhalten ist und das irgendwann in einer schwachen Trennung wieder aufgelöst wird. Oder als Formel:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow 0 \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \otimes 0)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 0) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons 0$$

wobei das Symbol  $(\uparrow \otimes \circ)_{CMax}$  andeuten soll, daß die Zahl der Catullischen Transformationen im Knoten  $(\uparrow \otimes \circ)$  möglichst maximal zu werden versucht. Dabei ist die leicht unsinnige Begriffsbildung *möglichst maximal* mit dem hier ähnlich unsinnig anmutenden Begriff *ideal* aufs schönste verknüpft. Selbstverständlich sind schwache Trennungen nach dem Muster  $\uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow \circ$  ebenfalls mit einem derart hohen Ideal verträglich.

\*

Nun, man kann über Idealität in diesem Zusammenhang leicht verächtlich lachen und sich auf profanere Aspekte der bewährten Zweigeschlechtlichkeit zurückziehen, dennoch läßt sich gut argumentieren, daß der Glaube ans Vorhandensein so eines idealen Verlaufs die Menschen nicht nur zu erstaunlichen *Anstrengungen*, sondern zu sogar noch erstaunlicheren *Leistungen* geführt hat. Der Hinweis auf den aus Verona stammenden *Caius Valerius Catullus* ist in diesem Kontext durchaus nicht unernst gemeint. Und gilt das schon fürs wirkliche Leben, so gilt es um so mehr im Reich der Belletristik. Bestimmt ein Viertel der heute wirklich gelesenen Literatur ist der Erörterung dieses Liebesideals gewidmet und wird in der Perspektive von dessen möglicher Existenz interpretiert. Selbstverständlich geschieht das auch mit der *stark verfolgenden* erotischen Verwicklung, deren idealer Verlaufsformulierung nun nichts mehr im Wege steht, da sie schlicht zu einem Vorspiel der idealen heroischen geschlechtlichen Vereinigung umgewandelt wird:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \circ \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow \circ \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow \circ) \Rightarrow (\uparrow \otimes \circ)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons \circ) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons \circ$$

wobei die männliche schwache Trennung am Ende einen leicht verdächtigen Geschmack haben kann, weil die Frau im Taumel ihrer Catullischen Transformationen vielleicht nur fies getäuscht wurde, weil der Mann seine wahre Befindlichkeit nämlich verborgen hat und er nun mit einem dreckigen Lachen bloß seine Strichliste verlängert. Im Grunde muß er erst noch beweisen, daß er es jetzt ernst meint, weil ihn ein Ideal erschüttert hat. Aber auch die Frau muß erst noch zeigen, daß sie sich nicht nur geschlechtlich an den Mann gebunden fühlt. Einem idealen Verlauf angemessener wäre, wenn die Frau den Ort der Verknotung nach dem Muster  $\uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow \circ$  als erste verläßt, obwohl auch dies einen leicht verdächtigen Anklang hat, da sie an das erste Entkommen-Wollen erinnern könnte. Die von ihr in Gang gesetzte Trennung muß vermutlich, das gilt in verstärktem Maß in der Version mit der schwach männlichen Trennung, zu einer baldigen

Wiederberührung führen und von einer erneuten, nun von Beginn an heroisch geschlechtlichen Vereinigung besiegelt werden. Damit nähme der verfolgungsaktonisch ideale geschlechtliche Verknotungsverlauf folgende Form an:

$$\begin{aligned} \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O &\Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O)_{CM_{\max}} \Rightarrow (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \\ \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftrightarrow O &\Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \otimes \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O)_{CM_{\max}} \Rightarrow \\ (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) &\Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \leftrightarrow O \end{aligned}$$

Jetzt kann auch der Mann in einer schwachen Trennung entweichen, um das gleiche Spiel noch einmal, am besten mit einem Stück inzwischen erlegten Wilds über der Schulter, zu wiederholen. Die erneute Ausarbeitung dieses Vorgangs können wir uns schenken, da man diesen in mindestens fünfzig Prozent aller tatsächlich von Anfang bis zum fröhlichen bzw. bitteren Ende gelesenen Belletristik ausführlichst und in allen möglichen Ausformungen nachlesen kann. Freilich legt gerade dies vielleicht nah, daß dieser belletristische Schluß noch nicht zur Zufriedenheit des großen Publikums endgültig ausformuliert ist, daß er also noch nicht ideal ist.

\*

Eine Variante dieser sich wiederverknotenden Beendung strahlt bemerkenswerte Eleganz aus. In ihr kann die ursprüngliche durch Gewalttätigkeit ausgelöste Asymmetrie ausgeglichen werden: Wieder verläßt als erstes die Frau das finale Stasis-Quink in einer schwachen Trennung, diesmal aber nur, um sich in einen Raum direkt neben dem noch Ruhenden zu begeben. Dort vollführt sie etwas ganz Erstaunliches, und zwar wird sie durch eine extranodiale Transformation ihrer Erregung selbst zum Pfeil. Es ist nicht ganz der Pfeil des Mannes (es handelt sich also nicht um eine Catullische Transformation), sondern es ist ein kleinerer Pfeil, welcher der Erektion einer Brustwarze entspricht und den wir daher mit dem Symbol "ι", dem kleinen griechischen Buchstaben "*Ipsilon*", bezeichnen wollen. In dieser Ipsilonform bereitet sie dem Mann seine Lieblingsnahrung zu, ein Stück Fleisch, mit dem sie zurückkehrt, worauf sich der Mann, indem sie ihn damit berührt, in eine Öffnung verwandelt. So wenig wie das "ι" ein Pfeil ist, so wenig ist dieser neue Zustand die durch eine Catullische Transformation erreichbare große weibliche Öffnung, sondern sie ist nur ein kleiner Mund, den wir deshalb mit dem Symbol "o" bezeichnen, einer kleinen Null. Diese verknotet sich mit dem kleinen Ipsilon über das Stück Fleisch (das eine Weile die an ihrer Brust ausgebildete Warze vertreten mag) in einer heroischen geschlechtlichen Vereinigung. Schmeckt ihm das Stück Fleisch so gut, daß es beim Essen erneut zu einer

maximalen Catullischen Transformationszahl kommt, kann die ideale Verknotung sogar wieder ideal in einem Stasis-Quink auslaufen, diesmal aber einem von kleiner Null und kleinem Ipsilon, die sich nach einer Weile in die ursprünglichen Geschlechter zurückverwandeln dürfen und so lange im Stasis-Quink - Zustand verbleiben, bis sie sich schwach trennen:

$$(\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 0) \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \leftarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \leftarrow 1 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \otimes \leftarrow 1 \Rightarrow 0 \rightleftharpoons \otimes \leftarrow 1 \Rightarrow 0 \rightarrow \otimes \leftarrow 1 \Rightarrow (0 \rightarrow \otimes \leftarrow 1) \Rightarrow (0 \otimes 1)_{C_{Max}} \Rightarrow (0 \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 1) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 0) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons 0$$

\*

Solche Transformationen einer großen Geschlechtlichkeit in eine kleine von entgegengesetztem Erregungstyp verdienen eine eigene Benennung. Die Idee dazu ist Catull noch nicht gekommen, wir verdanken sie einem anderen erstaunlichen römischen Dichter mit Namen *Publius Ovidius Naso*, in dessen *Metamorphoses* derartige Umwandlungen in vielerlei Form zu entdecken sind. Daher nennen wir diese Form von Transformation (und ihre Umkehrungen) *ovidische Transformationen*. Sie bereicherten das menschliche Zusammenleben in einem Ausmaß, das auch heute kaum abschbar ist, vor allem in Verbindung mit den erwähnten moderneren Verknotungen vom *moravischen* Typ, in denen *Langeweile* eine bedeutende Rolle spielt und auf die wir in diesem Zusammenhang noch gar nicht zu sprechen kamen. Auch die freudschen Überlegungen zur Entwicklung der Geschlechtlichkeit eines Kindes lassen ihre Auswirkungen erkennen. Ovid ist sein Verdienst freilich nicht gedankt worden. Seinem Kaiser Augustus, der sich zu seiner Zeit in den allergrößten goldenen Phallus zu verwandeln gedachte, den die Menschheit gesehen hat und den ein neues goldenes Zeitalter anbeten sollte, konnte die Botschaft des Ovid nicht gefallen. Ihm konnte nicht gefallen, daß jemand behauptete, der größte Schwanz der Welt könne sich jederzeit wieder in die kleinste Null verwandeln. Darum hat er den Ovid ans Schwarze Meer verbannt, wo dieser rasch selbst zum kleinen Mund wurde, zum ganz kleinen sogar, der am Ende in großem Gejammer sogar noch das Silberne seines Gesangs verlor.

\*

Da sich bei einer einzigen ovidischen Transformation nur die Geschlechtlichkeit des einen an der erotischen Verknotung Beteiligten ändert, entsteht kurzzeitig in der erotischen Interaktion eine Unbalance, die sich durch komplementären Akt ergänzen muß, damit die geschlechtliche Interaktion unter entgegengesetzten Vorzeichen wieder aufgenommen werden kann. Eine solche Aufeinanderfolge zweier komplementärer ovidischen Transformationen nennen wir *ovidische*

*Metamorphose*. In diesem Sinne kann man bei *ovidschen Transformationen* auch von *halben Metamorphosen* sprechen, in der Erwartung, daß sich die andere Hälfte in Kürze einstellt, damit man sich wieder im gleichtypigen erotischen Knoten befindet.

\*

Aber selbst an unserer bislang optimalsten - sie begegnet uns häufig in amerikanischen Kriminalromanen - Beendung der starken heteroerotischen Verfolgung verbleibt etwas Unbefriedigendes. Zwar drückt sowohl die Frau aus, daß sie dem Mann nicht davonlaufen will, als auch der Mann, daß er die von der Frau praktizierte pervertierte Geschlechtlichkeit akzeptieren will, es fehlt jedoch ein entscheidendes Moment. Sie kann nämlich nicht vergessen, daß er ursprünglich einmal ein ganz böser Mann war, indem er sie unerbittlich auf böse Art gejagt hatte. Dafür hat er sich weder entschuldigt, noch hat sie sich revanchiert. Wohl könnte sie nun ihrerseits eine Verfolgung anzetteln, aber er hat ja keine Angst vor ihr, wie soll sie ihn da jagen? Sie könnte seine Eifersucht erregen und so ihn sie zwanghaft gegen seinen eigentlichen Willen jagen lassen, auch von dieser Variante ist die vielgelesene Belletristik voll. Aber es gibt noch einen erstaunlicheren Ausgang, der für alle Seiten sehr befriedigend ist, auch im formalen Sinn, und dieser soll den Schluß unserer Erörterung der aus einer starken Verfolgung hervorgegangenen Verknotung mit konventionell verteilter Geschlechtlichkeit bilden:

Wieder bereitet die große Öffnung, indem sie sich in einer ovidischen Halbmetamorphose ins kleine Ipsilon verwandelt, dem großen müden Pfeil im Nebenzimmer eine Speise zu, diesmal ist es aber nicht seine Liebesspeise, kein schönes Steak also, sondern sie wählt etwas anderes, sie wählt einen Speisetyp, womit man ihn *jagen* kann. Zwar sind es weder verrottete Eier noch faulende Schwalbennester, davor ekelt sie sich selbst, und doch gelingt ihr tatsächlich etwas zuzubereiten, wovor er flüchten möchte: es ist eine warme Suppe, die sie nun in eine Schale füllt. Und mit dieser Schale berührt sie den großen müden Pfeil, woraufhin er sich ovidisch in eine kleine Null verwandelt und die Metamorphose komplettiert. Wie er als kleine Null die Schale mit der Suppe sieht, bekommt er aber einen Schreck, weil er plötzlich denkt, daß er in eine noch kleinere Null verwandelt werden soll, als er es schon geworden ist, in eine so kleine nämlich, wie er einst eine gewesen war. Daher will er von der Frau weglaufen, aber wie soll man in so einem kleinen Zimmer entkommen (sich wieder in einen Pfeil zu verwandeln, der sie wieder zur großen Öffnung macht, vermag er auch nicht), und so holt sie ihn rasch wieder ein und es kommt erneut zu einer verfolgenden Berührung. Vielleicht ist er aber auch noch so erschöpft von der

vorhergehenden fast idealen Verknotung, daß er sich gar nicht mehr zu bewegen vermag und er kapitulierend auf die kleine Verknotung oder gar den Gnadenstoß wartet. Aber ganz wie vorhin er kennt nun *sie* kein Erbarmen und zwingt ihm einen ersten Löffel warmer Suppe in den Mund, dann noch einen und noch einen; und er begreift, daß es, wenn er nicht so tut, als gefiele ihm die Suppe, noch schlimmer kommen würde, und so ißt er Löffel um Löffel; und siehe, die Suppe ist nahrhaft, er kommt zu Kräften, sie scheint sogar wirklich zu schmecken, irgendwann braucht er sich gar nicht mehr zu verstellen: sie schmeckt ihm tatsächlich, er will mehr davon, viel mehr, ach er liebt diesen Löffel bereits, diesen Löffel, der einst ihre Brustwarze war, und sie liebt diesen kleinen Mund so sehr, daß es, auf, wenn man so will, grotesk vermindertem Niveau, wieder zu einer maximalen Zahl Catullischer Transformationen kommt und einer kompliziert darin verwickeltem Ovidischen Metamorphose, in deren Verlauf die beiden kurzzeitig sogar die bewährte archaische Zweigeschlechtlichkeit wieder einnehmen, um ein ganz neues Stadium der Vereinigung zu erreichen, in welchem eine möglichst maximale Zahl von Catullischen Transformationen und ovidischen Metamorphosen sich so ideal abwechseln, daß man dafür ein neues Symbol braucht, das Symbol  $((o \otimes t) \leftrightarrow (\uparrow \otimes O))_{CMax}$  weil es ein neues Glück ausdrücken soll, in dem auch die kleine Null zu ihrem Entzücken am kleinem Ipsilon nuckelt, während sich der große Pfeil zugleich mit der großen Öffnung vereinigt, bis sich ihre ursprünglichen Geschlechtlichkeiten auf allerschönste erneut entladen, um dann unendlich lange Zeit als Stasis-Quink zwischen der Erwachsenen- und der Kindheitsform zu oszillieren, auf eine Weise mitunter glücklich, daß auch für dieses Glück ein Zeichen gefunden werden muß:  $(\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \leftrightarrow (o \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow t)$ , bevor sie als Kinder einschlafen, und sich nach dem Aufwachen in ihrer ursprünglichen Form mit dem Geschmack wahrer Liebe auf den Lippen in schwacher Form trennen.

$$\begin{aligned}
 (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) &\Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftrightarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftarrow t \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \otimes \leftarrow t \Rightarrow o \leftrightarrow \otimes \leftarrow t \Rightarrow \\
 o \leftarrow \otimes \leftarrow t &\Rightarrow o \leftarrow \oplus \leftarrow t \Rightarrow o \leftarrow \otimes \leftarrow t \Rightarrow (o \leftrightarrow \otimes \leftarrow t) \Rightarrow (o \rightarrow \otimes \leftarrow t) \Rightarrow (o \otimes t)_4 \Rightarrow (\uparrow \otimes O) \Rightarrow ((o \\
 \otimes t) \leftrightarrow (\uparrow \otimes O))_{CMax} &\Rightarrow (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \Rightarrow (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \leftrightarrow (o \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow t) \Rightarrow (o \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow t) \Rightarrow (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \Rightarrow \\
 \uparrow \leftarrow \oplus \leftrightarrow O &
 \end{aligned}$$

Am besten geht der Mann zuerst; und dann gleich auf die Jagd! Nach gewöhnlicherem Wild, das er dann nach Hause bringen kann, um endlich sein innen noch blutendes Steak zu bekommen.

Man sieht, eine Verknotung will nicht nur ideal eröffnet werden, sei will auch ein ideales Ende finden. In profanem Zusammenhängen, besonders unseren zivilisierten, wo man zum Ausleben

so vieler Verwandlungen die Zeit nicht mehr findet, oder nicht mehr finden will, trifft man gewöhnlich nur Gesten dieser idealen Beendungen erotischer Verwicklungen noch an - der Schale mit der warmen Suppe kann man gelegentlich immerhin noch in Form einer Tasse begegnen, die dann oft mit süßem, heißem Tee gefüllt ist, interessanterweise mit manchmal einem Schuß Zitrone.

\*

Die von uns geschilderten ovidischen Metamorphosen machen natürlich nur einen Teil ihres wirklichen Umfangs aus. Alles was sich in Öffnung und Pfeil zu verwandeln versteht, vermag in dieser Verwandlung zu kleinem Ipsilon und kleiner Null mitzuspielen, schon weil vieles davon in unserer kindlichen Entwicklung eine große Rolle gespielt hat. Und zwar nicht, weil jemand sich das ausgedacht hat, sondern weil die Verknüpfung von Pfeil und Öffnung eine der erstaunlichsten ingenieurstechnischen Entdeckungen dessen sind, was wir als Evolution bezeichnen. Um zwei Individuen zwecks Flüssigkeitsaustausch miteinander zu verbinden, ohne sie groß zu verletzen, gibt es kaum etwas Besseres. Besonders die Hand ist sehr vielfältig. Schließt sich ihr Hohlraum um die Brust, wird sie weiblich, dringen ihre Finger in eine Vagina oder einen Mund ein, wiederum männlich; ein Fingerpaar, wenn es die Brustwarze zwickt, ist weiblich; wenn die Hand als ganzes, oder als Faust sogar, in die Vagina eindringt, wird sie auf ganz entsetzliche Weise wieder männlich, wobei dann allerdings eine ganz neue Welt aufreißt, die in weitaus größerem Maß durch die Schmerzen von Geburt und Tod bestimmt wird, als durch die verglichen damit harmlosen Brutalitäten der üblichen geschlechtlichen Vereinigung. Nicht zu vergessen die bedeutende Rolle des Anus in sowohl der frühkindlichen Entwicklung als auch in der männlich homoerotischen Verschränkung. Und all die Spielarten, worin im Grunde jede Öffnung - der enge Raum zwischen zwei Zehen, das Ohr, die Kniekehle - einen dazu passenden Pfeil finden kann, und sei es in Form einer Nase. Und selbstverständlich die bemerkenswerte Konstellation, wenn Mund und Phallus sich finden, oder Mund und Klitoris, welche Rolle die Zunge bei der klitoralen Erregung spielen kann, wenn ihr Bewegen eine dauernd sich ändernde Halböffnung entstehen läßt, im Gegensatz etwa zum ähnlichen Wirken eines Zeigefingers, der halb Hohlraum bleibt, alles praecoitale Verknotungen, worin man sich, wie durch Reiben den Phallus, entladen kann. Wie Masturbation überhaupt eine ganz, ganz seltsame Entwicklung der Evolution darstellt. Am erstaunlichsten bleibt aber wohl die Hand, ihr wohnt eine Verwandlungskraft inne, die ungeheuerlich ist, in ihrem Verformungswillen ein Universum für

sich. Zwei sich begegnende Finger: in ihnen kann alles ausgedrückt sein, was wir Menschen an Feinem empfinden können.

\*

Als Narronenfolge von verschränkten Quink-Antiquinkpaaren klingt das wesentlich nüchterner. Wegen der vielen Verwandlungen erzählt es sich auch weniger gut, weil man nie genau weiß, wer im Moment Männchen und Weibchen ist, zumal das Wort 'Ich' während der geschlechtlichen Vereinigung eine merkwürdig vielgestaltige Bedeutung annehmen kann. Andererseits erstaunt, daß sich unsere Quinks (wobei wir erinnern müssen, daß sie nicht nur irgendwelche ausgedachten, sondern auf der neuronalen Ebene höchst reale Teilchen sind - das Entzücken nicht nur mancher Frau, wenn ihre Brustwarze von einem Mund berührt wird, ist *real* -) so bereitwillig an unsere kleinen Erektionen und Öffnungen heften. Das mag davon herrühren, daß wie in der Kindheit mit diesen Kleinformen uns die Welt ertasten mußten, daß wir die Welt mit bloß gefühlten Begriffen wie *heran, weg, offen* und *gerichtet* wahrnahmen und all unser Empfinden damit ausgedrückt wurde, daß es damit ausgedrückt werden *mußte*. Das hat sich erhalten und kann jederzeit aktiviert werden, besonders wenn es in der dampfenden Schweißigkeit geschieht, die bei den meisten Menschen Voraussetzungen des Zustandekommens der ovidischen Metamorphosen ist.

\*

Die starke heteroerotische Verfolgung ist ein zivilisatorischer Akt, so absurd das klingen mag, aber unsere Formeln bringen es an den Tag: sie ist der Basis der *ars amatori*, der *Liebeskunst*, die das Brutale des zweigeschlechtlichen Interaktionsbeginns in die Zivilisation überzuführen vermag, den Sexus, wenn man so will, in die Suppe. Ohne den brutalen Beginn wäre Liebeskunst nur Liebesgeplänkel, worin man sich interessant an infantilere Phasen seiner Vergangenheit erinnern mag und ansonsten nur eine Notdurft verrichtet. Der Pfeil träumt vom endlosen Fliegen, die Öffnung vom endlosen Fallen - es gibt keinen klareren Ausdruck der *starken heteroerotischen Verfolgungsrelation*  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow 0$ . Daran ist freilich interessant, daß das Fliegen im männlichen Traum Ausdruck von Heiterkeit ist, endloser Weitsprung, während das Fallen gewöhnlich mit Angst besetzt ist, mit der Angst vor dem Aufprall. Vielleicht liegt es daran, daß der Mann zwei Ziele haben kann: wenn es gut ausgeht das große Glück; wenns schlecht geht immerhin eine Vergewaltigung. Weil die Öffnung schwach ist, kann er nichts verlieren. Der Sieg liebt die Mühe, wie Catull singt: *amat victoria curam* - Angst hat er nur vor anderen Männern.

Die Öffnung dagegen muß fürchten, daß ihr Fall den Boden der Welt durchschlägt und sie nach der erzwungenen Vereinigung auch noch ihr Leben verliert. Das Risiko, daß der Mann nicht gutartig ist, daß seine Hand sich bei der Vereinigung nicht in Rundung verwandeln wird, die sich mit der Äußerlichkeit ihrer weiblichen Formen verbrüdert, ist enorm. Selbst in den mildereren Formen der starken heteroerotischen Verfolgung, bei Nötigung, unerwünschter Aufdringlichkeit, hartnäckigen Liebesbriefen, bei raffiniert lockenden Geschenken etc. - sie muß ihn erst prüfen, auch sie hat ein Interesse daran, daß die Verfolgung endlos wird, weil sie den Mann an seinem Verhalten, weil sie so hinter dem festen Griff die mögliche Rundung seiner Hände erkennen kann. Auch die Frau liebt die lange Verfolgung, wenn diese dezent ist. Allzuleicht wird sie freilich dann zur "*ewig Fliehenden*", wie Proust das Wesen der sich ihm zu seinem Entsetzen entziehenden Albertine einmal zu fassen versuchte. Während der Mann die Verfolgung in jeder Phase zu genießen vermag, muß sie stets Angst haben, daß der Wendepunkt nie kommt. Sie muß auf einen solchen, der ihr ein Heim bescheren wird, hoffen. Und es kann sein, ja, ja, daß der Wendepunkt nie kommt. Da wird ein Leben schnell zum Trümmerhaufen.

\*

Die sich real ereignende heroische Begegnung ist demgegenüber auf seltsame Weise bedeutungslos, jedenfalls im zivilisierenden Sinne. Danach trennt man sich halt wieder. Man braucht einander nichts zu verzeihen. Grund für eine Wiederbegegnung wäre natürlich der Wunsch nach erneuter Entladung. Die kann man aber auch finden, ohne sich dem Idealen zu nähern. Die heroische erotische Vereinigung ist, außer ihr entspringen Nachkommen, folgenlos. Das ist außerordentlich interessant. Sie wird zu bloß einer Spielart der konventionellen Verfolgung, zum Ausdruck bloß des Wendepunkts, das wichtigere spielt sich davor ab, in der praenodialen Verfolgung; oder danach, in der postnodialen Wiederverknotung, die im Sternzeichen der heißen Suppe steht. Dennoch ist sie als Ideal von allerhöchster Bedeutung, weil die Annäherung daran den Mann so sehr erschüttern kann, daß er erschöpft liegen bleibt und zum kleinen Mund zu werden sich traut. Da wird dann postkoital munter drauf los geschwätzt, und sich von Mund zu Mund verbrüdert, nachdem man sich vorher kaum was zu sagen traute. Meiner Ansicht nach ist die sogenannte postkoitale Depression, wenn nicht Legende, so doch nur Ausdruck einer ganz woanders gelagerten Verstörtheit.

\*

Die Wiederverknotung offenbart eine weitere topologische Eigenart. Die Verwandlung eines Zimmers in den Teil eines *Heims*. Dort herrscht das kleine Ipsilon wie ein großer Pfeil, da wird sie Spitze, hat Messer, zerschneidet, spitzt zu, stochert überall herum, steckt alles in einen Topf, macht Feuer, macht den Topf heiß, rührt darin herum, es gehört alles zu ihrem Heim. Die Narronen haben hier die entartete Quink-Quink Form, von der wir schon gesprochen haben - sie macht dies, sie macht das, sie muß auf keinen Rücksicht nehmen, kurzum: es fehlen die *Antiquinks*. Derartiges läßt sich nicht so gut erzählen, weil niemand ihr widersteht. Das Handeln wird zu einer bloßen Aufzählung. Man muß sich die Gegner künstlich schaffen, eine Dose etwa, die sich nicht richtig öffnen läßt. Ein Lichtschalter, der nicht funktioniert. Gibt es zu einem Quink kein Antiquink, besteht man nur aus sich selbst und seinen Plänen. Im Sinne konventionellen Erzählens ist das langweilig. Es wird gern weggelassen oder extrem gekürzt.

\*

Für ein Individuum wie diese Frau sind aber gerade solche Momente höchst wertvoll. Sie braucht sich gegen niemanden zu verteidigen. Sie braucht nicht in die weite Welt. Hier bedroht sie niemand. Der Mann nebenan ist gezähmt, und doch hält er die anderen Männer ab. Schon mit einer Suppe kann sie ihm Angst einjagen. Hier ist sie der große Pfeil. Hier interagiert sie ungestört mit dem sie umgebenden Raum - es ließe sich sogar sagen, sie masturbiert mit den von ihrem Tun erzeugten virtuellen Antiquinks. Das erregt sie, sogar beim Saubermachen. Oder beim Hemdenbügeln. Das hat nicht notwendig mit einer biologischen Bestimmung des Weiblichen zu tun, obwohl derartiges zusätzlich hineinspielen kann, aber in unserer Beschreibungsweise ist das irrelevant. Sie betrifft jede Öffnung, die sich damit begnügt, sich in einem Zimmer aufzuhalten, sie betrifft ebensogut einen Mann, der in einer homosexuellen Beziehung aus freiem Willen kaum die gemeinsame Wohnung verläßt. Man darf nicht vergessen, daß wir hier nur ein formales System interpretieren, das weitgehend unabhängig von speziellen individuellen Ausformungen ist. Das gleiche läßt sich auch in Nullen und Einsen ausdrücken, nur ist schwerer, sich darunter etwas Anschauliches vorzustellen. Was im Fall dieser eigentümlichen Masturbation beschrieben wird, ist die Selbstinteraktion eines wahrnehmenden und sich fühlenden Individuums in einem abgeschlossenen Raum. Wir erwähnten schon, daß virtuelle Antiquinks die seltsame Eigenschaft haben, eine Erregung wie eine Art Leim zu konservieren. Hier, im Fall dieser freiwillig in einem Raum bleibenden Frau, kann man diesen Prozeß beobachten. Nichts anderes geschieht hier. Das ist viel weniger geheimnisvoller als es klingt oder als was es von Gender-Theoretikern gemacht wird. Es ist eine topologische Notwendigkeit. Es ist das alltäglichste, wenn nicht das Handeln

einer wirklichen Person, also ein reales Antiquink, unser Tun, unsere Phantasie in die Schranken weist. Sind wir allein, laufen unsere Vorstellungen mit uns davon. Und doch entsteht etwas in dieser aus Monotonie erwachsenden Erregung, in der dabei stattfinden Aktivität. Die von uns so genannten virtuellen Antiquinks entstehen nämlich nur in irgendeiner Art Tätigkeit, in irgendeiner Relation zum Raum, sie sind Ausdruck von häufig harter Arbeit, sie sind nicht Selbstzweck, keine Träume. In all dem Polieren und Putzen und Kochen entsteht nicht nur bloß eine Suppe, es entsteht eine Küche, es entsteht ein Heim, in dem sich nicht nur die Öffnung aufhalten kann, und nicht nur ihre Kinder, sondern auch der Pfeil. Auch der Pfeil sehnt sich nach so einem Heim, wo er alle Mühen vergessen kann. Da träumt er dann nur noch vom Fliegen und versucht gar nicht mehr in dessen Nähe zu kommen. Ach all ihr ersten Suppen, die ihr durch noch vorhandene weibliche Erregung, durch noch fortbestehende Hitze, erhitzt worden seid, von virtuellen Antiquink-Leim erhitzt. Das kann man gar nicht pedantisch genug beschrieben, weil es Ausdruck einer schon wieder bewundernswerten Pedantik ist, die in den Mustern eines Teppichs höchste ästhetische Erfüllung findet. Der Mann brauchte Zehntausend Jahre bis er eine Knüpfmaschine erfand, mit der er das ungefähr nachmachen konnte. Interessanterweise besteht das "Ungefähre" daran, daß die Maschine zu genau arbeitet, daß sie aber nicht *ungefähr* arbeiten kann.

\*

Der Phallus liegt nicht im Pfeil selbst sondern in der Ladung. Die Ejakulation vernichtet den Penis nicht, sie macht den Mann nur müde. Sie verwandelt ihn in eine bewegungsneutrale Erregung. Die Erregung bleibt. Sie kann jederzeit wieder auferstehen. Der Penis wird nur durch Kastration vernichtet. Ebenso wird die Öffnung durch ihre Entladung nicht zerstört, sie kann sich wieder aufladen. Das noch immer verknotete Stasis-Quink ( $\uparrow \rightleftharpoons \otimes \leftarrow \circ$ ) ist perfekter Ausdruck dieses doppelt entladenen Zustands. Natürlich wäre die davor in der Verknotung erfahrende Asymmetrie, die sie zu, geht sie nicht sportiv dagegen an, relativer Passivität verdammt, für die Frau nicht erträglich, wenn es nicht das Kind gäbe, das sein Leben mit dem Nuckeln an ihrer Brust beginnt. Und dem gegenüber sie die gleiche Gewalttätigkeit ausüben kann wie der Mann gegenüber der Frau. Dann kommt es zur kleinen Verfolgung vom Typ  $\iota \rightarrow \oplus \rightarrow \circ$ , die sich in einem Zimmer abspielt, in dem es für die kleine Null keine Entrinnen gibt. Aber meistens gibt es seitens des Kinds gar nicht den Wunsch zu entrinnen, viel lieber möchte man nach dieser Brust greifen. Auch seltsam, wie dieses Greifen des Kindes viel aggressiver ist, als der von Verbrüderung sprechende ausgefüllte Griff des Mannes, es findet seine Metamorphose

wohl im Bedürfnis mancher Frauen, ihren Männern beim Koitus heftigst in die Rückenmuskeln zu greifen. Der Kastration des Pfeils, nach welcher er nie wieder eine Öffnung zu verfolgen vermag, entspricht die Unfruchtbarmachung einer Frau, nach welcher sie nie wieder zur kleinen Verfolgung ansetzen kann. Die Kinder der anderen kann sie nicht verfolgen, es geht nur mit den eigenen.

\*

Kann beiderseitige Langeweile das ideale Ziel einer geschlechtlichen Vereinigung sein, die doppeltseitig bewegungsneutrale Indifferenz? Also  $(\uparrow \otimes \circ)_{CMax} \Rightarrow (\Psi \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons \Psi)$ ? Ich meine nicht. Derartig gähnende Langeweile stellt sich nur im Fall eines unglücklichen Unfalls ein, oder postnodial, wenn man sich wieder in der Welt befindet, und sie leider nicht so rosig ist, wie man sich das, noch ganz hormondurchflutet, bei seinem Wiedereintritt in sie vorgestellt hat.

\*

*Caius Valerius Catullus* - es ist ungeheuer, wie weitgehend er in seinen 116 erhaltenen Gedichten das Bewußtsein von männlicher Befindlichkeit zu Tage gefördert hat. Es ist kaum ein Zufall, daß er sich auch mit der Kastration auseinandergesetzt hat. In den 93 Versen seines *Attis* Gedichts beschreibt er die Folgen einer in jäher Verzückung erfolgenden freiwilligen Kastration im Reich der *magna dea*, der großen Göttin, um mit ihr und ihrem Gefolge in einer ekstatischen von Musik vorangetriebenen Verknotung vom Typ  $(\circ \otimes \circ)$  tanzen zu dürfen. Und die Verbitterung darüber, daß er die Welt fortan nur noch nach dem Muster  $(\circ \otimes \circ)$  wahrzunehmen vermag, wenn er sich nicht sogar zu bloß einem Ursuppenschlürfen  $(\circ \otimes \iota)$ , mit keinerlei Verwandlungspotential mehr, zurückentwickelt hat. Warum ist dieser Catull weiterhin in unserer die ideale geschlechtliche Verknotung beschreibenden Formel enthalten? Müßten wir sie nicht unter dem Gesichtspunkt unserer neuen Erkenntnisse modifizieren? Es bietet sich an, die Zahl der ovidischen Metamorphosen als Maß für die ideale geschlechtliche Verwicklung anzusehen und die so viel größeren Catullischen Transformationen durch sie zu ersetzen. Das wäre gewiß möglich. Wir haben aber bereits gesehen, daß sich die ovidischen Transformationen eigentlich erst aus der Wiederverknotung nach dem Ende der Verfolgung ergeben. Sie haben mit Zivilisation zu tun. Sie betreffen den Eros, nicht den Sexus. Sie sind in der Tat eine Art *Kunst*. Daß Ovid vor seinen Metamorphosen eine Liebeskunst schrieb, in der er für ihre Ausformungen empfänglich wurde, scheint mir ebensowenig ein Zufall zu sein wie Catulls Beschäftigung mit den Problemen des *Attis*. Ovid ist ein *echter* Künstler. Und wie alle echten Künstler treibt es ihn an den Hof des

Kaisers, eines sehr mächtigen Mannes, wie es Beethoven nach Wien trieb oder Michelangelo zum römischen Papst, während Catull den großen Cäsar nur eines Zweizeilers wert fand:

*Nil nimium studeo, Caesar, tibi velle placere  
nec scire, utrum sis albus an ater homo*

"Glaube nicht, Caesar, daß ich mir Mühe geb, dir zu gefallen / ich will nicht mal wissen, ob du als Mann weiß oder schwarz bist" - wobei die letzte Zeile in lateinischem Slang erörtert, ob Caesar nun im Inneren glänze oder eine finstere Seele verberge. Im Gegensatz zu Ovid ist Catull ein *wahrer* Künstler. Mit Catull und Ovid stehen sich Sexus und Eros gegenüber, ein wenig unschärfer könnte man auch sagen, der eine repräsentiere die aufs radikal *Aphroditische* gerichtete (der hier üblich gewordene Begriff *dionysisch* kann wegen seiner albernen Verbindung zum Wein, als wäre jeder Säufer ruckzuck ein Künstler, nicht recht gefallen) und der andere eher die *apollonische* Variante der Kunst. Der Eros will sich dem Kaiser unterwerfen, dem Sexus ist der Kaiser egal. Ovid jammerte noch aus der Verbannung am Schwarzen Meer seinen die rohe Energie Roms gerade abwürgenden Herrscher an, ihm zu vergeben, Catull starb mit dreißig. Die ovidischen Metamorphosen haben in der Formel der idealen heroisch-sexuellen Verknotung nichts zu suchen. In dieser geht es nicht um Kunst, es geht um das Leben selbst.

\*\*\*

## B. DIE NIEDERE JAGD UND DER WEG

Gewöhnlich ist es aber die Jagd, auf welcher der Mann seine Bestimmung finden möchte. Nichts scheint von der Topologie her einfacher als so eine Jagd, die in unserer Quink-Theorie mit einer schwachen männlichen Annäherung  $\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons$  beginnt: man nähert sich einem ahnungslosen Objekt, feuert und bringt es um, Ende der Geschichte. Daran gibt es zwei Schwierigkeiten. Die erste besteht darin, daß man sich so einem arglosen Objekt erst einmal nähern muß. Ist es der Jagd wert, wird es nicht gerade vor der Haustür auf einen warten, dann wäre es längst ausgerottet. Man muß es also erst mal aufspüren, und dazu muß man erst einmal einen mühsamen *Weg* zurücklegen, eine Interaktion mit einem sich in die Länge streckenden Raum, von der wir erkennen werden, daß sie das männliche Pendant der weiblichen Masturbation mit Hilfe eines Zimmers ist.

Zum anderen aber, nicht weniger wichtig, kann vorkommen, daß man sein Ziel verfehlt, und sich die vermeintliche leichte Beute plötzlich zur Wehr setzt. Dann spielt, wie kräftig die vermutete Beute ist, eine entscheidenden Rolle, und ob sie einem selbst gefährlich werden könnte. Es gilt also zwischen der *hohen Jagd*  $\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \uparrow$  und der *niederen*  $\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons 0$  zu unterscheiden, wobei die antiquirkseitigen Regungen zunächst einmal keine direkte geschlechtliche Bedeutung haben müssen, sondern nur ausdrücken, daß im einen Fall die Jagd physisch gefährlich, im anderen aber ganz harmlos ist. Im Moment sehen wir von der *hohen Jagd* und der sich daran anschließenden *großen Verfolgung* einmal ab, wir werden auf sie bei den männlichen Zweikämpfen zurückkommen. Jetzt beschäftigt uns nur die *niedere Jagd* vom Typ  $\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons 0$ . Stellt die Öffnung ein Stück Wild dar, so wird es, wenn es bei Verstand und der Jagd wert ist, zu entfliehen versuchen, und es entsteht, da Absicht des Jägers die Erlegung des Wildes ist, die kleine Verfolgung, deren Ziel die möglichst kurze Verknotung mit dem Flüchtigen und dessen unmittelbare Überführung in den  $\tau$ -Zustand ist.

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0 \Rightarrow (\uparrow \otimes 0) \Rightarrow (\uparrow \otimes \tau)$$

Danach ist die Jagd beendet und der Mann kehrt mit dem Stück Wild auf der Schulter zurück in sein Heim, wo es ihm von seinem richtigen Weib zubereitet wird. Meistens macht der Mann sich aber nicht die Mühe der langen Verfolgung, das macht man nur auf der hohen Jagd: hat sein

erster Schuß den Hasen verfehlt, so versucht er sich an einen anderen anzuschleichen. Die hohe Kunst der niederen Jagd besteht also nicht darin, etwas zu verfolgen, sondern sich raffiniert und mühsam anzuschleichen und das Wild auf der Stelle zu erlegen

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow 0 \Rightarrow (\uparrow \otimes \tau)$$

\*

Der Wert des Wilds steigt mit dem Weg, den der Jäger bis zum Erlegen zurück gelegt hat. Daher spielt die sexuelle Wertigkeit oft nur eine untergeordnete Rolle, die Jagd wird zum Kampf des Jägers mit dem Weg, ein Kampf mit einem damit verbundenen Selbstwertgefühl. Daher können entlegene materielle Güter ebenfalls die Öffnungseigenschaft annehmen, obwohl sie sich weder erregen noch bewegen können. Die Jagd nach dem Gold ist so eine Jagd nach niederem Wild, das es bloß zu finden gilt. Daß man dazu Öffnungen in Berge bohren muß, paßt in dieses Bild, deswegen ist die Beschreibung dieser Jagd wie auch die nach dem sogenannten schwarzen Gold, wo man ebenfalls kräftig bohren muß, damit es sprudelt, in der Belletristik beliebter als die meisten anderen. Der  $\tau$ -Zustand dieses Goldes beginnt mit seiner Trennung von der Erde und seiner Verwandlung wenn nicht in Goldbarren, so doch in Goldkörner, die man in einem Säcklein ebenso nach Hause trägt, um damit ein Heim zu gründen, wie das Stück Wild in ein bereits bereitetes Heim. Freilich ist auch diese Art Jagd nicht ungefährlich, es ist aber häufig nicht das Gold, von dem die Gefahr ausgeht, es sind andere Jäger, die Jagd auf einen selbst machen, so daß man unversehens selbst plötzlich zur Öffnung mit einem Loch im Rücken wird.

\*

Die Existenz des Jagdinstinktes legt nahe, in ihm das Wirken psychischer Kräfte zu suchen. Denn unseren Quirks können ja auch spezifischen Konstellationen von Ängsten, Objektbeziehungen und Triebimpulsen entsprechen, wie sie etwa von Melanie Kleins sogenannten "*Positionen*" umschrieben werden; wobei der Begriff "Position" eine charakteristische Haltung bezeichnet, die das 'Ich' gegenüber wahrgenommenen Objekten einnehmen kann. Wenn das Baby die ihm vertraut gewordene Mutterbrust mit ausgreifenden Händen sucht, in immer größerer Entfernung, bis es sie findet, ist in dieser Bewegung als Keimzelle bereits der lange Weg enthalten, den der Jäger zurücklegt, wenn er sein Wild erlegen will. Insofern repräsentieren unsere Quirks einen auf eine spezifische topologische Struktur drängenden Gestus, die

Keimzellen also unserer Wünsche. Die Erfahrung der ersten Lebensmonate, worin, wie es heutzutage gern heiter heißt, die *paranoid-schizoide* Position der *depressiven* vorausgeht, umfaßt einen Prozeß, in dem sich die Wahrnehmung von Teilobjekten (die Mutter ist die Brust) in die Wahrnehmung ganzer, von einem ganz unabhängiger Objekte verwandelt (wie wir sie auch für unsere Quinktheorie voraussetzen), was fraglos viele Implikationen und Konsequenzen für die Entwicklung hat. Denn diese Positionen beschreiben ja zugleich Geisteszustände, also etwas, was wir später immer wieder durcharbeiten müssen, wenn wir an Neues denken. Andererseits kennen auch Fische die niedere Jagd, ohne je von einer Brust gekostet zu haben. Insofern ließe sich nicht schlechter argumentieren, daß das Verlangen des Säuglings nach der Brust Ausdruck eines solchen Jagdreflexes wäre und damit etwas aus ihm Abgeleitetes. Und daß sich bereits beim gewöhnlichen Jagen, dem beispielsweise der Krokodile, je nach Erfolgsaussicht paranoid-schizoide und depressive Positionen abwechseln könnten (wir erwähnten bereits die möglicherweise manifest gefühlte Existenz des Absurden in ganz niederen Lebensformen); daß die Genese unserer Emotionalität also stammesgeschichtlich tiefer liegen könnte, vor dem Säugerstadium noch, ist zumindest theoretisch nicht ausgeschlossen. Der Mensch ist nicht von Menschen erfunden und schon gar nicht gebaut worden. Das Leben ist kein Experiment von uns. Insofern käme unseren simplen Formeln, weil sie per se schon Richtung beinhalten, sogar eine gewisse Priorität gegenüber Freudschen Interpretationen zu, die dann deren menschlicher Ausdruck sein könnten, eine spezielle Ausformung, vielleicht auch bloß eine Wucherung, etwas leider richtungslos gewordenes, in Passivität Verharrendes.

\*

Befindet sich der Jäger ernsthaft auf der Jagd nach niederem Wild, wird er die Frau als mögliches Opfer eher zufällig antreffen, er ist ja auf etwas anderes aus. In der griechischen Mythologie ist einer solch zufälligen Begegnung im Mythos von der badenden *Diana* und dem Jäger *Akteion* ein Denkmal gesetzt, das die Renaissancemalerei wohl nicht zuletzt deshalb faszinierte, weil sich hier eine moralisierende Möglichkeit bot, nacktes Frauenfleisch darzustellen. Diana fühlte sich von dem sie überraschenden Jäger derart belästigt, daß sie ihn in einen Hirsch verwandelte, den seine eigenen Hunde zerreißen. Er geriet also bei der niederen Jagd selbst in den  $\tau$ -Zustand, ohne auch nur die Genugtuung einer finalen Verknotung zu erfahren:

$$\begin{aligned} \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0 &\Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons 0 \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \leftarrow \otimes \leftarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \leftarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \leftarrow \otimes \leftarrow \uparrow \Rightarrow \\ \tau \rightleftharpoons \otimes \leftarrow \uparrow &\Rightarrow \tau \rightleftharpoons \otimes \rightarrow 0 \Rightarrow \tau \rightleftharpoons \oplus \rightarrow 0 \Rightarrow \tau \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons 0 \end{aligned}$$

Daß es die eigenen Hunde sind, die Akteion<sup>13</sup> zerlegen, will wohl bieder-moralisierend andeuten, daß selbst ein Prinz von seinen Untertanen zerfetzt wird, wenn er nackt im Wald allein badende Damen belästigt. Nur selten wird bei derartigem freilich eine Diana überrascht. Ist es eine gewöhnliche Sterbliche, hat sie im Gegensatz zum niederen Wild wohl die Option, sich ihm hinzugeben und vielleicht die heroische Liebe zu erfahren; aber da selbst bei einer solchen, wie wir sahen, nichts herauskommt, selbst bei so einem ansehnlichen Jäger wie einem Prinzen nicht, und weil sogar bei gegenseitiger Zuneigung ein Heim nur zu entstehen vermag, wenn sie erst flieht, kommt es zum Äußersten. Damit sie ihm irgendwann erst mal eine Suppe kochen kann, *muß* sie fliehen. Wen wundert, daß die von vielen begehrtesten Damen die mit den längsten Beinen sind. Eine bestimmte Sorte Wild, die zu interspeciellen Kämpfen nicht in der Lage ist, hat im Lauf der Evolution prächtige Schenkel entwickelt, prachtvoll gestreckte Beine, Antilopenbeine, einzig dem Fliehen sind sie gewidmet, ein ungeheures Schönheitsideal in unseren Jäger-Hirnen. Auch diese in unseren Augen vielleicht elegantesten aller Tiere träumen wohl vom ewigen Fallen. Gewiß mag Zufall sein, auf welche Weise sich unser Schönheitsideal vom Fett-Fruchtbaren der ältesten Zeiten fortbewegt hat, schließlich haben schon steinzeitliche Höhlenmaler die schlanken Huftierschenkel als elegant empfunden. Nicht jeder Modewandlung liegen drastisch veränderte Verhaltensmuster zugrunde. Aber daß die Damen in ihrer jetzt größeren Selbstständigkeit leichter von den sie verfolgenden Männern fortlaufen können, flößt dem Besitzer so einer Langbeinigen fraglos eine gehobenere Besitzerfreude ein, wenn er so eine eingefangen hat; auch in den Augen anderer Männer sieht es so aus, als hätte er etwas geleistet. Dazu kommen die von den Damen so gern benutzten Schuhtypen, welche die Gestalt ihrer Schenkel noch einmal herausfordernd verlängern, sie zuweilen sogar schon wie die eleganter Huftiere aussehen lassen. Den langen Schenkel des Wilds, die sogenannte Keule hielt man bis vor kurzem sogar für den am wohlschmeckendsten.

\*

Nun kann der eine Dame zufällig überraschende Jäger sie entweder wie gewöhnliches niederes, ihm nicht liegendes Wild entkommen lassen und auf eine andere Gelegenheit warten, oder aber er nutzt die sich bietende. Und dabei kommt es, weil niederer Jagdinstinkt und Sexualität beim menschlichen Mann sich nicht nur zuweilen auf kaum auseinanderzubekommende Art

---

<sup>13</sup> Unsere Aktonen leiten sich vom lat. '*agere*' ab, haben also mit Akteion leider keine gemeinsame Wortwurzel.

verschränken, mitunter zur im Belletristischen beliebten starken heteroerotischen Verfolgung, in deren Verlauf eine Apathische zurückgelassen wird, wenn sie nicht sogar umgebracht wird:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftarrows \pi) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftarrows \pi$$

Thema der Belletristik ist dann natürlich nicht mehr, wie der Täter daraufhin von den Hunden der Polizei verfolgt wird und wie Akteion zu Tode kommt, das ist abgehakt, ist Denkmal. Thema ist heutzutage eher, wie jemand das Versagen der Polizei korrigiert. Dies ist eins der lebendigsten Muster der vitalen, der gern gelesenen Belletristik.

\*

So erschreckend derartiges in der Zivilisation ist, in Kriegszeiten ist solche wie nebenbei erfolgende Verwandlung des Schönen ins Apathische eine Belanglosigkeit gewesen, bis ins letzte Jahrhundert kaum ein Achselzucken wert. In den von der Ilias besungenen archaischen Zeiten, in welchen man den besiegten Feind ohne jedes Mitgefühl umbrachte und die Weiber und Kinder zu Sklaven macht, auch in der Blütezeit der attischen Kultur, war dieser Fall sogar die Regel. Nach dem Fall Troias hatte der gepriesene Odysseus auf der Heimfahrt schon nach einigen Tagen nichts besseres zu tun, als eine friedliche Stadt zu überfallen:

*"Gleich von Ilion trieb mich der Wind zur Stadt der Kikonen,  
Ismaros hin. Da verheerte ich die Stadt und würgte die Männer.  
Aber die jungen Weiber und Schätze teilten wir alle  
unter uns gleich, daß keiner leer von der Beute mir ausging."*

Das Ausmaß der archaischen Brutalität im Umgang miteinander kann man sich gar nicht groß genug vorstellen. Der große Alexander wollte nach der Eroberung Persiens in einer erzwungenen Massenhochzeit seiner Soldaten mit den Töchtern des persischen Adels diesem Usus ein kaum weniger brutales Ende bereiten, um darauf ein Weltreich gründen zu können. Das war wohl der Versuch selbst aus einer böartigen Banalität ein Ideal zu machen - wie der Neros war auch der Lehrer Alexanders ein für bedeutend gehaltener Philosoph.

\*

Das ästhetisch gesehen ideale Ende einer derartigen Verknotung besteht aber wohl in etwas anderem: sie endet, auch in der Belletristik, mit dem Tode eines der Beteiligten. Stirbt die Frau so stellt diese Topologie die *ideale Darstellung des Bösen* dar, besonders wenn es sich bei der Frau um ein kleines Mädchen handelt. Dieses so definierte Böse wird anschließend mit aller Kraft, möglichst zu Tode, gejagt:

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftarrows \pi) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftarrows \tau) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftarrows \tau \Rightarrow \dots \Rightarrow \tau \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows \tau$$

Eine Variante der fatalen Verfolgung, die dagegen das *Bewundernswerte* idealisieren soll, entsteht, wenn die Frau überlebt und ihren Vergewaltiger anzeigt. Den ebenfalls gern in der Renaissance, wo derlei wohl Pornographie zu ersetzen hatte, dargestellten Prototyp bildet der Fall der in großer Ausführlichkeit bei *Livius* dargestellten vornehmen *Lucretia*, der durch den Sohn des Königs Tarquinius Gewalt angetan wurde. Sie muß sich freilich, um dem Ideal wirklich zu genügen, anschließend selbst umbringen, weil ihre Schande durch ihre Anzeige offenbart wird, nach dem an ihr Vollzogenen ist sie offenbar so sehr entehrt, daß sie kein Heim mehr schmücken kann:

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftarrows \pi) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftarrows \pi \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightarrow \text{O} \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftarrows \tau$$

\*

Im speziellen Fall der *Lucretia* konnte die Tat ihres Vergewaltigers, weil er ein Königssohn ist, in damaligen Zeiten ein Gott also fast, nicht gesühnt werden, was die Anzeige und den anschließenden Selbstmord zu einer explosiven Melange verrührt, da die befriedigende Auflösung

$$\uparrow \leftarrow \oplus \rightleftarrows \tau \Rightarrow \dots \Rightarrow \tau \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows \tau$$

nicht stattfindet. Diese Besonderheit machte sie zum in der Antike vieldiskutierten Sonderfall. Die Verklärung des *Selbstmords der Lucretia* geschah durch die plötzlich öffentlich werdende Erkenntnis, daß man ein Königtum, welches solche Ungerechtigkeit ermöglicht, durch Gewalt abschaffen muß. Was durch einen gewissen *Brutus* dann auch bewerkstelligt wurde, er verjagte den König und seinen Sohn und begründete so die römische Demokratie. Daher wurde *Lucretia* zur Heldin der durch ihren Fall notwendig gewordenen neuen Staatsform. Ein wohl erst nicht

seitdem beliebtes Muster, wenn man einen Umsturz begründen will - Propaganda benutzt dieses Motiv mit Vorliebe, um Revolutionen zu begründen, bis heute, der russische, der französische Fall bilden keine Ausnahmen. Wird so etwas nicht gesühnt, verlangt es einen Regierungssturz. Und umgekehrt, beabsichtigt man einen Regierungssturz, so sucht man einen ungesühnten Vorgang dieser Struktur, oder man erfindet ihn. Livius, der dieses Schema schon klar, und zugleich überraschend kritisch (weil er als augusteischer Historiker, um nicht ans Schwarze Meer verbannt zu werden, die Rolle schon des Brutus-Ahnen wohl kritisch interpretieren mußte) gesehen hat, reicht interessanterweise die Darstellung des Regierungsturzes selbst nicht aus: noch fünfhundert Jahre nach den Ereignissen, hält er für nötig zu erwähnen, daß jener notorisch gewordene Tunichtgut und Königssohn Sex. Tarquinius nach Gabii ging, wo er von anderen Feinden, aus alter Feindschaft, die er sich durch andere Mordtaten und Räubereien zugezogen hatte, umgebracht wurde. So stellte sich auch in diesem Falle das belletristisch befriedigende sühnende Gleichgewicht  $\tau \rightleftharpoons \oplus \leftarrow \tau$  wieder her.

\*

Solche Unbalancen zu rechtfertigen, wie sie der Fall der Lucretia darstellt, ist eine der schwierigsten Aufgaben für Verteidiger einer bestehenden Gesellschaftsordnung. Ein besonders verwickeltes Beispiel liefert der Heilige Augustinus in seiner *"Widerlegung der Lästerungen der Heiden, die das Christentum für den Fall Roms verantwortlich machen wollen."* Es lohnt, seinen Argumenten zu folgen, will man ein Gefühl dafür bekommen, wie feinste topologische Strukturen der geschlechtlichen Vereinigung politische Bedeutung anzunehmen vermögen. Ihm wurde die von den Römern als Heldin gesehene Lucretia zur von Stolz verblendeten Selbstmörderin, weil ihrerseits schließlich kein Verbrechen vorgelegen habe, es sei denn, sie hätte Lust empfunden. *"War sie Ehebrecherin, warum rühmt man sie? War sie aber keusch, warum tötete sie sich?"* Einen Selbstmord mache das ihr Widerfahrene keinesfalls vertretbar, nicht einmal - damit nahm er auf die zahllosen Vergewaltigungen Bezug, die bei und nach den diversen Plünderungen Roms durch die Germanen stattgefunden hatten - in den jetzt entstandenen neuen Situationen ändere sich das, wobei er Selbstmord aus bloßer *Furcht* vor einer Vergewaltigung für noch illegitimer hielt als das Tun einer Lucretia. Eine gute Christin könne selbst einen tatsächlich stattfindenden derartigen Vorgang unbeschadet übergehen, behauptete er, weil nur ihr Körper geschändet würde, nicht, sofern sie denn über eine verfüge, ihre fromme Seele. Da man an einem fremden Leibe bekanntermaßen aber nicht nur Schmerz erregende, sondern auch Lust erregende Handlungen verüben kann, rufe eine solche Tat, mag sie auch die mit voller Standhaftigkeit des

Gemüts bewahrte Keuschheit nicht aufheben, zwar heftiges Schamgefühl hervor - so feinsinnigst der Heilige Augustinus -, denn man könnte selbst als Betroffene meinen, es sei mit Willen geschehen, was vielleicht nicht ohne fleischliche Lust geschehen konnte, aber ein derartiges bloß körperliches Empfinden betreffe das Seelenheil gar nicht. Er argumentiert sogar, daß eine Frau um so größere Schuld auf sich lade, je unschuldiger der Anlaß ist, der sie zum Selbstmord treibt. Unfreiwillig erlittene Vergewaltigung schände den Leib nicht. Und auch das Christentum nicht, will er damit sagen, das, für manch einen bereits im fünften Jahrhundert ersichtlich, nicht ganz schuldlos am politischen Untergang Roms, am politischen Untergang der Zivilisation gewesen sein mochte. Man sieht, die Feinheiten der sexuellen Interaktionen haben Auswirkungen sogar auf den Staatszusammenhalt.

\*\*\*

### C. HOMERISCHE TRANSFORMATIONEN UND DIE SCHWACHE VERFOLGUNG

Die von Livius, obwohl für den Ablauf der römischen Geschichte ganz belanglos, für nötig gehaltene Erwähnung des Endes von Sextus Tarquinius legt nahe, daß es sich hier um ein topologische Notwendigkeit des Narrativen selbst handelt, der er sich, widerwillig vielleicht nur, unterwirft. Im Tod der an einer uneinvernehmlichen erotischen Verknötung Beteiligten liegt, wenn nicht im wirklichen Leben, so doch in der Belletristik (nicht nur in ihrer Unterabteilung der politischen Propaganda) nicht selten eine zwingende Logik, so daß sich lohnt, schon jetzt, und nicht erst bei der Besprechung des heroischen männlichen Zweikampfes ( $\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow$ ), wo er auf natürlichere Weise zwingend ist, den Übergang in den  $\tau$ -Zustand einen eigenen Namen zu verleihen. Im Gegensatz zu den bislang besprochenen Catullischen oder Ovidischen Transformationen, die in der Regel reversibel sind, handelt es sich beim Tod um eine irreversible Transformation. Für derart irreversible Änderungen eines Erregungszustandes wählen wir den Begriff der *Homerischen Transformation*, eingedenk der zum ersten Male in Homers Gesängen offenbarten griechischen Mythen, in denen die Verknötung zweier Heroen fast unweigerlich zum Tode oder zumindest einer nicht rückgängig zu machenden körperlichen Beeinträchtigung eines von ihnen führt. Wobei sich argumentieren läßt, daß erst durch den Tod eines der Beteiligten die betreffende Interaktion mythische Dimension anzunehmen vermochte. Ödipus muß seinen Vater erschlagen, bevor er seine Mutter ehelichen darf. Als dies bekannt wird, wird er geblendet. Auch die Kastration des Attis stellt eine solche homerische Transformation dar, weil sie einen irreversiblen Teiltod beinhaltet.

\*

Eins der grundlegenden Motive des Narrativen ist von alters her das der Blutrache, bei welcher, in unserem Formalismus gesprochen, auf eine erzwungene homerische Transformation, eine andere, die rächende, die Gerechtigkeit erzeugende zweite erfolgt, welche die erste ausbalanciert. Dabei retardiert der eigentliche Erzählstoff seltsamerweise die zweite Transformation, die das Gleichgewicht wiederherstellen soll. Eine erzählte Geschichte ist für den Zuhörer (oder Leser) um so interessanter, je schwieriger, verwickelter und mit mehr Hindernissen verbunden dieser Ausgleich bewerkstelligt wird. Die Ilias läßt daran denken, daß in manchen Gesellschaftskreisen auch der Gesichtsverlust eines Mächtigen als irreversible Transformation begriffen werden kann, falls man sie nicht ebenfalls mit dem Tode des diesen Verlust Bewirkenden bestraft. Solche

Transformationen nennen wir gelegentlich *verallgemeinert homerisch*; sie stehen, oft in Form einer unabsichtlich erfolgten Beleidigung, am Beginn vieler der uns überlieferten Mythen. Auch der Tod stellt natürlich einen Gesichtsverlust dar, wenn man so will den größten, der einem widerfahren kann. Interessanterweise nimmt *Menelaos* jedoch, nachdem Paris bestraft und Troia verbrannt worden ist, seine *Helena* wieder zurück. Ihre Schönheit besitzen und benutzen zu können, schien ihm einiges wert gewesen zu sein. Was als Gesichtsverlust zu gelten hat, welcher der nur durch einen Tod zu sühnenden Rache wert ist, scheint weder für alle Spezies noch bei einer gegebenen jederzeit gleich zu sein.

\*

Die Beschreibung der Zeit zwischen Verbrechen und Sühne ist, wie erwähnt, oft Gegenstand der Belletristik. Die unmittelbar erfolgende doppelte homerische Transformation, welche keinen auf diese Weise retardierenden Raum zum Schwingen bringt, hingegen nur ein nicht weiterweisendes Motiv. Von solch belletristischer Logik wollten (die wie Catull seltsamerweise ebenfalls in Verona beheimateten) *Romeo und Julia* nichts wissen. Bevor sie sich einem erzwungenen Kreislauf von zum Tode führenden Verwicklungen und Verknotungen unterwarfen, bei denen womöglich eine ganze Stadt verbrannt werden würde, brachten sie sich lieber selbst zu Tode, was topologisch gesehen freilich nur die allernaivst aus der heroischen Vereinigung hervorgehenden Variante der Diana/Akteion oder Lucretia/Sextus Tarquinius-Erzählung darstellt:

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow 0) \Rightarrow (\uparrow \otimes 0) \Rightarrow \tau \rightleftharpoons \oplus \leftarrow \tau$$

So ein doppelt ideales Ende einer heroischen Vereinigung konnte wohl nur die messerscharfe Logik der Renaissance hervorbringen, kein Wunder, daß es da zum großen Handlungs-Loch in der Mitte von Shakespeares drittem Akt kommen konnte. Das wirkliche Leben bietet solchen Doppelereignissen nur in den seltensten Fällen Platz. Wie die doppelt starke Trennung widersprechen sie nicht nur den Gesetzen des Zufalls, sondern auch denen des gesünderen Menschenverstands, der sich in der Regel erst noch eine Weile überzeugen lassen will, bevor er sich einem schwierigen Tun anschließt. Sie sind allein in der Belletristik zu Hause. Derartiges ist nur eine Frage der ästhetischen Logik, oder wenn man so will, der topologischen Logik des Erzählens, aber keine mehr des Lebens. Eine traurigst stimmende Variante davon finden wir im realen Selbstmord des Dichters *Kleist* und der von ihm nicht einmal geliebten *Henriette Vogel*,

dem von kleinen Mund und kleiner Brust, von kleinem Mund und kleinem Ipsilon; in der Tat die traurigste Variante eines (durch seine bewußte Verdopplung bereits per se lächerlichen) Selbstmords der Empfindsamkeit<sup>14</sup>, die es auf der Welt - Geschichte ist nicht erst durch Livius zum genau Datierbaren geworden - seit dem 21. November 1811 zu bestaunen gilt.

\*

Nur die starken Verfolgungen haben im Leben offenbar Stabilität, die starken Vereinigungen enden in Langeweile. Oder in einem Doppelselbstmord. Also einer sich durch Verdoppelung ins circensisch Grotteske verlagernden Fluchtmöglichkeit aus der von Camus so deutlich auf Erden gefühlten Absurdität. Häufig ist dieser Doppelselbstmord freilich schleichend und stumm.

\*

Die heroisch homerische Transformation, die im Tod oder in der Kastration eines der Beteiligten endet, hat fraglos eine gewisse Bedeutung, wenn nicht konkret im eigenen Leben, so doch in dem eines Staatswesens. Sie ist Gegenstand, auch in Form von Abstraktionen oder Verallgemeinerungen, des in sogenannten Zeitungen Berichteten. Dort ist, der Staat braucht nur groß genug zu sein, von derlei täglich die Rede, die große Zahl bringt. Die doppelt homerische ist dagegen selbst und gerade in einem großen Staat reines Pathos.<sup>15</sup> Selbst wenn sie im wirklichen Leben auftaucht, *Antonius und Kleopatra* mögen als Beispiel dienen, will sie vor allem

---

<sup>14</sup> Hugo Dittberner äußerte mir gegenüber kürzlich, die Wurzel dieses verstörenden Selbstmords läge in einer tiefen Affinität Kleists zum "Sensationellen". Andererseits läßt sie sich auch im Soldatischen fassen, dem Kleist ja mannigfaltig verhaftet war. Dem Soldatischen ist die in der Schlacht zum Tode führende Verbrüderung ja eingeschrieben, und so erstaunt vielleicht nicht, daß dies nach der beschämenden Niederlage Preußens gegen Napoleon zu gewissen Perversionen führen konnte. Insofern wäre Kleists Selbstmord keiner aus Liebe, sondern einer, bei dem sich zu solch gemeinsam perversen Tun kein Soldat finden ließ und nun eine Frau genügen mußte. Keinesfalls wollte er jedenfalls, wie er seine Umgebung oft wissen ließ, allein sterben; und sterben wollte er. Daß Kleist Liebe und Soldatentum sonderbar mischte, ist seinem berühmten Brief an Ernst von Pfüel zu entnehmen, dem Soldatenkameraden und späteren Preußischen Ministerpräsidenten und Kriegsminister: "*Wie flogen wir vor einem Jahre einander, in Dresden, in die Arme ... Du stelltest das Zeitalter der Griechen in meinem Herzen wieder her, ich hätte bei dir schlafen können, Du lieber Junge; so umarmte Dich meine ganze Seele! Ich habe Deinen schönen Leib oft, wenn Du in Thun vor meinen Augen in den See stiegst, mit wahrhaft mädchenhaften Gefühlen betrachtet ... Dein kleiner, krauser Kopf, einem feisten Halse aufgesetzt, zwei breite Schultern, ein nerviger Leib, das Ganze ein musterhaftes Bild der Stärke, als ob Du dem schönsten jungen Stier, der jemals dem Zeus geblutet, nachgebildet wärest ... Komm zu mir! Höre ich will Dir was sagen ... Ich heirate niemals, sei Du die Frau mir, die Kinder und die Enkel!*" (Brief No. 86 vom 7. Januar 1805) Die homoerotischen Töne zielen dabei weniger ins unterdrückt Homosexuelle, als man auf den ersten Blick denken möchte; eher geht es um eine heute fast unverständlich gewordene soldatische Verbrüderung, deren Ziel wiederum (*als ob du dem schönsten jungen Stier, der jemals dem Zeus geblutet, nachgebildet wärest*) der gemeinsame Tod ist.

<sup>15</sup> Oder eben Ausdruck eines krankhaft zu nennenden "öffentlichen" Bedürfnisses nach diesem Sensationellen

Ausdruck sein. Ein sehr beliebtes Schlußbild der Belletristik ist die Verknotung zweier Wahnsinniger im Tod. Ovid macht daraus oft eine Metamorphose ins wieder Lebendige.

\*

Von mehr als belletristischem oder Zeitungs-Belag ist dagegen die *Pompeianische Variante* der Homerischen Transformation: wenn jemand im Lauf einer Auseinandersetzung unbeabsichtigt den Tod findet. Wie der Große Pompeius, dessen abgeschnittenen Kopf die bereits erwähnte Kleopatra dem Caesar zum Geschenk machen wollte, obschon dieser, wie sich leider zu spät herausstellte, dieses Geschenk gar nicht wünschte. Oder wenn einer zufällig wie der leibhaftige Vater jenes Pompeius Magnus, ein gewisser *Quintus Pompeius*, bei einem heroischen Kampf in Bürgerkriegsschlachtengetümmel vom Blitz getroffen wird. Unter den staunenden Mauern Roms. Oder, und daran mag man vielleicht eher das aus schon statistischen Gründen ungeheure Ausmaß der Verbreitung dieser Pompeianischen Variante des Übergangs in den  $\tau$ -Zustand ablesen: wenn jemand durch einen Schlaganfall beim gemeinsamen Fernsehen zu Tode kommt, im Lauf der heute üblichsten Verbrüderung also gewissermaßen; wenn man so will: bei Wein, eigenem Weib und aus bloß noch einer Maschine zu einem dringenden Gesang.

\*

Den Bereich der homerischen Transformationen streift eine wenn nicht wichtigere, so doch häufigere Klasse der reversiblen Transformationen, die sogenannten *Verstellungen*. Wenn man sich etwa tot oder blind stellt, um einen Angriff zu provozieren. Dem gehören auch zum Schein durchgeführte catullischen Transformationen an, vorgetäuschte Änderungen von Geschlecht oder Ladung, mit welchen der Starke den etwas weniger Starken lockt, um ihn zu erlegen. Der listenreiche Odysseus besteht aus solchen Verwandlungen. Er stellt sich scheintot, gibt sich harmlos, verwandelt eine gefährliche Armee in ein brennbares hölzernes Objekt. Daher kann man bei solchen Verstellungen mit einigem Recht von *odysseeischen Transformationen* sprechen. Sie verhalten sich zu den rein homerischen, wie die ovidischen zu den catullischen. Das Wesen des Kampfes liegt in der homerischen Transformation, ebenso wie die des Sexus in den catullischen liegt. Die odysseeischen, die Verstellungen, die oft nur zu Scheingefechten führen, zu leichten Positionsänderungen, sind dagegen ebenso Teil der Zivilisation wie es die ovidischen im Bereich der Liebe sind. Es gibt keine Kunst des Todes, aber es gibt eine Kunst der Verstellung; ebenso wie es keine Kunst des Sexus aber eine *Ars Armatoria* gibt. Die odysseeischen Transformationen

sind es, die wie die täglich alltäglichen pompeianischen - blanker Tod ist schließlich nicht selten - ins tägliche Leben hineinspielen.

\*

Im Gegensatz zur hohen und niederen  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow$  bzw.  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons 0$  bedarf die schwache Jagd der Frau auf den Mann  $0 \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow$ , um zu einem für sie befriedigenden Ziel zu kommen, der Verstellung. Das schwache kann das starke nicht vergewaltigen, die Öffnung nicht den Pfeil. Davon ausgenommen scheint die direkte weibliche Verführung zu sein:

$$0 \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow (0 \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow) \Rightarrow (0 \otimes \uparrow) \Rightarrow \dots$$

Führt sie aber rasch zur einvernehmlichen heroischen Vereinigung ( $0 \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow$ ), ist sie nur eine Vorstufe der direkten männlichen Verführung in Passivform und umgekehrt. Wobei die Taten und das Denken von einvernehmlich Verführten und Verführendem für den jeweils anderen ja ohnehin nicht immer klar aufzulisten sind, in der genauen Sequenz schon gar nicht, so daß sich jeder eine ganze Zeitlang sowohl als Verführer, als auch als Verführter vorkommen mag. Vieles an der Liebe spielt sich bekanntlich nur im Kopf ab. Schwieriger wird es, wenn sich der Verführte sträubt und der Pfeil zu fliehen versucht. Dann kann es zur schwachen Verfolgung des Mannes kommen:

$$0 \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow 0 \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow \Rightarrow \dots$$

die aber, da sie ohne Einlenken des Mannes keine geschlechtliche Erfüllung findet, ebenfalls nur im Nirgendwo zu enden vermag<sup>16</sup>. Lenkt der Mann nicht in einer catullischen Transformation freiwillig ein - und warum sollte er das tun, er hat sich schließlich entschlossen, davon zu laufen - wird die schwache Verfolgung zu einer, die ihr Ziel nie erreichen kann. Im idealen Fall könnte sich auch bei ihr der Tod der Öffnung ergeben, was aber von der Konstruktion des Lebens ein

---

<sup>16</sup> Wir sehen hier von gewissen Verbiegungen des Natürlichen durch das Christentum ab, darin ein scheinbar Unterlegener (ein Mönch etwa mit der Macht Gottes im Rücken) durchaus einem Mächtigen in Art einer Verfolgung nahetreten kann, um dann im gemeinsamen Gebet gemeinsame Erfüllung zu finden. Wohl läßt sich dies als beidseitig akzeptierte Verstellung mit vertauschter Geschlechtlichkeit begreifen, dies ist aber, wie vieles das Christliche auf rein formaler oder soziologischer Ebene zu erklären Versuchende, nicht ganz befriedigend. Eher äußert sich auch hier wieder die zu Beginn dieser Arbeit (in I, B) angesprochene Camussche Absurdität, bzw. Ihre auf Reizüberstimmung beruhende biologistische Variante.

wenig widersinnig erscheint. Ebenso wenig nutzt es der Öffnung, wenn sich der Pfeil durch eine extranodiale catullische Transformation der sexuellen Jagd entzieht, indem er selbst zur Öffnung wird:

$$O \rightarrow \oplus \leftarrow \uparrow \Rightarrow O \rightarrow \oplus \leftarrow O$$

In diesem Fall kann sich die jagende Öffnung nur noch mit ihm verbrüdern und hoffen, daß ihm im Rahmen der brüderlichen Verknotung, bei viel Wein, reichlich weiblicher Brust und noch mehr Gesang, eine diesmal *intranodiale catullische Transformation* unterläuft, die doch noch zur gewünschten geschlechtlichen Vereinigung führt:

$$O \rightarrow \oplus \leftarrow \uparrow \Rightarrow O \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow (O \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (O \otimes O) \Rightarrow (O \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow) \Rightarrow (O \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow) \Rightarrow (O \otimes \uparrow) \Rightarrow \dots$$

Dies hat gewisse Ähnlichkeit mit der Verführung einer Öffnung durch einen sich anbietenden Pfeil, der sich zunächst in einer extranodalen Catullischen Transformation in Art des Odysseus verstellt, und im Laufe der dadurch möglichen Verbrüderung mit reichlich Wein und Gesang sich plötzlich wieder zum Mann und sein Gegenüber zum bloßen Weib werden läßt, das er nach vollzogenem Genuß in Art des *Don Juan* verläßt:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow *O \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow (*O \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (*O \otimes O) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O) \Rightarrow (\uparrow \leftarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \otimes \leftarrow O$$

wobei der mit einem Stern versehene Zustand \*O andeuten soll, daß es sich um eine wissentliche Verstellung handelt, die odysseische Transformation also der männlichen Verführungsabsicht.

\*

Von solchen Vereinigungen im Suff, die gar nicht mal selten sind (das berüchtigte *Sich-etwas-Schönsaufen* also), verspricht sich aber jenseits des momentanen Genusses, den sie bereiten, kaum jemand etwas. Einerseits ähnelt ihre Folgenlosigkeit derjenigen der heroisch geschlechtlichen Vereinigung, andererseits streifen sie schon die potentiell lebensgefährliche Verknotung von Gelandweilten, die Vereinigung von Göttern. Don Juans Ende, die Intervention des steinernen Gasts, dient den wenig Wagemuten als abschreckendes Beispiel. Daher wird es die Öffnung, will sie auf Zukunft zielen, auf männliches Verfolgen anlegen, sie wird auf Verstellung setzen. Sie

hofft auf die starke, die konventionelle Verfolgung, weil ihr bewußt ist, daß diese allein ihr ein Heim zu beschern vermag. Sie versucht Reize anzubieten, welche die starke Verfolgung eines Pfeils auslösen können. Sie zieht sich hohe Schuhe an, damit ihre Schenkel mehr denen der elegant flüchtenden Huftiere ähneln. Sie wird zeitweilig so tun, als erwarte sie, gejagt zu werden, dann aber wieder die kalte Schulter zeigen. Kommt es zur wirklichen Verfolgung, muß sie deren Länge richtig dosieren. Die Verfolgung darf nicht zu kurz sein. Sie muß so tun, als wolle sie den sie Jagenden prüfen:

$$O \rightarrow \oplus \leftrightarrow \uparrow \Rightarrow O \leftrightarrow \oplus \leftrightarrow \uparrow \Rightarrow O \leftarrow^* \oplus \leftrightarrow \uparrow \Rightarrow O \leftarrow^* \oplus \leftarrow \uparrow \Rightarrow \dots \Rightarrow O \leftarrow^* \oplus \leftarrow \uparrow \Rightarrow$$

wobei das Symbol  $\leftarrow^*$  die vorgetäuschte Flucht andeuten soll, die odysseische Transformation ihrer Verfolgungsabsicht. In der Passivform dargestellt, der wir unser schon bekanntes Ehebahnungsmuster leichter anpassen können, sieht das und das für ein gutes Gelingen notwendig Folgende folgendermaßen aus:

$$\uparrow \leftrightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftrightarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus^* \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus^* \rightarrow O \Rightarrow \dots \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus^* \rightarrow O \Rightarrow \dots$$

Dann erst kann der Verlauf in den bereits bekannten der echten Verfolgung münden, inclusive der Erschütterung des Verfolgers beim ersten Entgegenkommen und des finalen verknoteten Stasisquinks:

$$\uparrow \rightarrow \oplus^* \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes^* \rightarrow O \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes^* \rightarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \Rightarrow \dots$$

Der Pfeil darf dabei von nichts etwas wissen. Er muß dumm bleiben und seinen Instinkten folgen, er muß die Öffnung für ewig fliehend halten und darf nichts von der Manipulation wissen, die ihm widerfährt. Da er nichts weiß, wird er auch den zweiten Akt der Wiederbegegnung schlechten Gewissens durchspielen müssen und, wenn er Pech hat, wieder bei der Suppe landen. Diesmal wäre die gereichte Suppe aber ein Instrument von weiblichen Sadismus. Wenn die Frau den Mann wirklich liebt, wird sie ihm, will sie ein Heim, nicht mehr mit der Suppe belästigen, sondern ihm gleich das von ihm geliebte Stück Fleisch reichen.

$$(\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftrightarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \leftarrow \iota \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \otimes \leftarrow \iota \Rightarrow o \leftrightarrow \otimes \leftarrow \iota \Rightarrow o \rightarrow \otimes \leftarrow \iota \Rightarrow (o \rightarrow \otimes \leftarrow \iota) \Rightarrow (o \otimes \iota)_{CMax} \Rightarrow (o \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow \iota) \Rightarrow (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow O) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \leftrightarrow O$$

Sie ist es nämlich, die etwas gutzumachen hat. Gibt sie ihm dennoch die Suppe, wird sie für immer die Hosen anhaben. Das ist nicht im Sinn ihres Heims, für das sie einen Beschützer braucht. Wie dem auch sei - die Öffnung braucht jemanden, der sie jagt. Und auch hier gibt es das Warmmachen der Nahrung, als Wechselwirkung von Öffnung und Raum. Ist das Steak gebraten, enthält es die Summe ihrer Erregung und stellt den Beginn der Transformation eines Gehäuses zum Heim dar. Leider muß der Jäger dann bald zum Bauern und Arbeiter werden. Es kann leicht geschehen, daß man, in Anbetracht der Kompliziertheit der gegenseitigen Täuschungen und den bei der starken Verfolgung im Raum stehenden oder angedrohten Brutalitäten, sich diese Täuschungen und Brutalitäten ein Leben lang vorwirft. Man tut es gewiß, wenn die Ehe schlecht endet.

\*

Es ist wichtig, daß die einzelnen Phasen des Beginns unter einem guten Stern stehen, es wäre schön, wenn jede von ihnen, wenn nicht von einem Gott, so doch einem Mythos begleitet sein würde, der eine Orientierung bietet und einem das Gefühl von Normalität in seinem täuschenden und widernatürlichen Handeln, in seinem täuschend widernatürlichen Sein bietet. Aber die schwache Jagd auf den Mann ist stets eine der weiblichen Verstellung. Sie existierte auf Erden, lange bevor es die Verstellungen des Odysseus gab.

\*

Das weibliche Ingangsetzen der männlichen Verfolgung ist eins der Hauptthemen der von Frauen gelesenen Trivalliteratur. Wegen ihrer unverbrauchten Beliebtheit wollen wir ihren idealen Verlauf noch einmal in aller Deutlichkeit zusammenhängend darstellen:

$$\begin{aligned}
 & \uparrow \rightleftharpoons \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus^* \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus^* \rightarrow O \Rightarrow \dots \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus^* \rightarrow O \Rightarrow \\
 & \uparrow \rightarrow \otimes^* \rightarrow O \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes^* \rightarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons O) \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow \\
 & \uparrow \rightleftharpoons \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \oplus \leftarrow 1 \Rightarrow \uparrow \rightleftharpoons \otimes \leftarrow 1 \Rightarrow O \rightleftharpoons \otimes \leftarrow 1 \Rightarrow O \rightarrow \otimes \leftarrow 1 \Rightarrow (O \rightarrow \otimes \leftarrow 1) \Rightarrow \\
 & (O \otimes 1)_{CMax} \Rightarrow (O \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons 1) \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons O) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons O
 \end{aligned}$$

Der Glaube an die Gültigkeit dieser Formel hält unsere Welt zusammen. Die Mode (man erinnere sich der hochhackigen Schuhe mancher Damen) setzt sie in Gang und versucht Hilfe bei

ihrem Wirken zu leisten. Gewiß ist die weibliche Jagd eine zivilisiertere Form der Eheanbahnung als die wilde männliche Verfolgung. Weil der weibliche Konsens vorhanden, der Widerstand nur vorgetäuscht ist. Der Mann ist freilich der dumme. Er wird angeführt. In seinem Weltverständnis kommt er kaum über die schon von uns ausbuchstabierte elementar-ideale Liebesformel

$$\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons O) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons O$$

hinaus. Ganz dumm ist er andererseits nur, wenn er ein nicht vorhandenes Einvernehmen annimmt und jemanden wirklich vergewaltigt. Dann endet er meistens am Galgen. Wenn er in eigentümliche Verhältnisse gerät, löst er vielleicht einen Aufruhr aus, in ganz seltenen Fällen eine Revolution.

\*

Bleibt noch übrig, von der allerüblichsten, ein wenig moderneren Annäherung zu berichten, in der sowohl Pfeil als auch Öffnung sich pränodial in einer angetäuschten catullischen Transformation verstellen: der Pfeil gibt sich als Öffnung, die Öffnung zunächst als gelangweilte Göttin, die an einem Entgegenkommen nicht interessiert ist. Bis es dann doch zur Verbrüderung kommt, innerhalb derer die bis dahin verborgen gehaltenen Begehrensstrukturen wieder zum Vorschein kommen, unter Umständen mit großer, beide Beteiligten erschütternder Macht und einer Maximalzahl internodialer Catullischer Transformationen, so daß es vielleicht sogar zu einer überaus glücklichen Heirat kommen könnte, wenn man die Geschichte richtig (mit Steak oder Suppe? - das ist hier sehr die Frage) fortführt. Da in diesem Fall beide Beteiligten von vornherein sogar an der idealen heroischen Verknotung interessiert waren, und diese nur unterließen, um sich eine Chance für die Zukunft zu geben (bei der heroischen Begegnung kommt nichts heraus), bedarf diese Entwicklung weit weniger des Weins, es reicht ein wenig gemeinsamer Gesang, um zu weiterem zu gelangen. In diesem Falle kann sich der Pfeil zwar nicht im Status des erfolgreichen Jägers sonnen, aber immerhin in dem eines raffinierten Casanova, während die Öffnung sich schlau vorkommen kann, weil sie ihr Heim bekommt:

$$\uparrow \rightarrow \oplus^* \rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \Psi^* \Rightarrow *O \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \Psi^* \Rightarrow *O \rightarrow \oplus^* \rightleftharpoons O \Rightarrow (*O \rightarrow \otimes^* \rightleftharpoons O) \Rightarrow (*O \otimes O) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes^* \rightleftharpoons O) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes^* \rightarrow O) \Rightarrow (\uparrow \otimes O)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow \rightleftharpoons \otimes \rightleftharpoons O) \Rightarrow \uparrow \leftarrow \otimes \rightleftharpoons O \Rightarrow \dots \text{ etc.}$$

wobei  $*\rightleftharpoons$  eine vorgetäuschte neutrale Ladung der insgeheim auf Vereinigung zustrebenden Öffnung symbolisieren soll und  $\Psi^*$  ihre vorgetäuschte Gleichgültigkeit.

\*

Daß diesem recht erfolgreichen Interaktionsmodell die schwache Jagd der Öffnung auf den Mann vorausgehen kann, um sie noch erfolgreicher zu machen, versteht sich von selbst:

$\uparrow\rightleftharpoons\oplus\leftarrow O \Rightarrow \uparrow\rightleftharpoons\oplus*\rightleftharpoons O \Rightarrow \uparrow\rightarrow\oplus*\rightleftharpoons O \Rightarrow \dots$  etc. weiter nach dem vorigen Muster.

\*

Wenn sich der Pfeil freilich entschlossener verstellt und selbst den gelangweilten Gott spielen will, sind Hopfen und Malz verloren.

\*\*\*

## D. DIE GLEICHGÜLTIGKEIT DER GÖTTER

Die antiken Mythen, in denen für zahlreiche Interaktionstypen nicht nur ein Verhaltensmuster bereitgestellt wird, an dem sich die Menschen orientieren können, sondern auch gleich ein mit den beteiligten Gottheiten verbundener Name, mit dem diese bezeichnet sind (der Diana-Akteion-Mythos beispielsweise), entsprechen, wenn man sich bei derartigem auf die moderneren physikalischen Terminologien einzulassen bereit ist, in gewisser Weise "*Teilchen*", die bei diesen Interaktionen vermitteln und so für einen Ablauf sorgen, wie er in unseren Quinksequenzen dargestellt wird. Wir könnten einen Gott der guten Verheiratung zum Beispiel als jemanden bezeichnen, der das Muster entsprechend unserer als ideal erkannten Quinksequenz steuert. Dieses vielgöttige Teilchenkonzept, das unsere Interaktionen steuert, wurde im Christentum abgelehnt, dort wollte man einen einzigen, ursprünglich waltenden Gott am Wirken sehen, aus dessen ursprünglichem Handeln das weitere folgt. Die klassisch-griechische Sichtweise - ihre Modelle sind natürlich nicht normativ sondern als die Verhältnisse erschließend zu begreifen - ist dagegen im Sinne unseres gegenwärtigen physikalischen Weltbildes, das von solch strikter Monokausalität abgekommen ist, wieder höchst modern.

\*

Der Spott des Augustinus im "Gottesstaat", mit welchem er die vielen Götter der Heiden als lächerlich demaskieren wollte, kehrt sich daher im Licht unserer Quinktheorie auf fast wunderbare Weise in maximale Sinnfälligkeit des durch das Christentum Zerstorten um:

"Wenn Mann und Frau die Ehe schließen, wird der Gott *Jugartius* zugezogen. Das mag man noch erträglich heißen. Aber die Braut muß ins Haus geführt werden. Dazu wird der Gott *Domiducus* benötigt. Damit sie auch häuslich sei, braucht man den Gott *Domitius*, damit sie beim Mann bleib, muß die Göttin *Manturna* dazukommen. Was will man noch mehr? Man nehme doch Rücksicht auf das Schicklichkeitsgefühl und überlasse das übrige dem Naturtrieb von Fleisch und Blut unter dem Deckmantel der Scham. Was füllt man das Schlafgemach mit einem Schwarm von Gottheiten an, wo doch selbst die Brautführer sich zurückziehen? Nicht darum füllt man es an, daß im Gedanken an ihre Gegenwart das Schamgefühl umso sorgsamer gewahrt werde, sondern damit unter ihrem Beistand der von Natur schwächeren, durch die Neuheit der

Lage verwirrten Braut ohne Schwierigkeit die Jungfrauschaft geraubt werde. Denn da ist die Göttin *Virginiensis*, der Gott Vater *Subigus*, die Göttin Mutter *Prema* und die Göttin *Pertunda*, endlich noch *Venus* und *Priapus*. Wozu das? Wenn schon bei diesem Werke der Mann göttliche Hilfe brauchte, genügte dann nicht ein einziger Gott oder eine einzige Göttin? Hätte nicht *Venus* allein ausgereicht, die ihren Namen ja daher führen soll, daß ohne Gewaltanwendung seine Jungfrauschaft nicht verliert? Müßte sich nicht, wenn den Menschen noch ein Rest gesunden Gefühls geblieben wäre, was man freilich bei Göttern nicht voraussetzen kann, die Schamhaftigkeit der Vermählten durch den Gedanken an die Gegenwart so vieler Götter beiderlei Geschlechts, die an diesem Werk sich beteiligen wollen, dermaßen erregen, daß des Mannes Leidenschaft erkaltete und das Weib sich um so heftiger sträubte? Aber wenn die Göttin *Virginiensis* da ist, der Jungfrau den Gürtel zu lösen, der Gott *Subigus*, daß sei sich der Umarmung des Mannes unterwerfe, die Göttin *Prema*, daß sei ihr stillehalte, was soll dann noch die Göttin *Pertunda*? Schäme sie sich und hebe sich von dannen. Mag der Ehemann etwas tun! Ist es doch unanständig, wenn jemand anderes als er das tut, wonach sie benannt ist. Aber vielleicht läßt man sie sich darum gefallen, weil sie eine Göttin sein soll, kein Gott. Glaubte man, er wäre ein Gott und hieße *Pertundus*, müßte ihr Gatte zu seiner Abwehr und zum Schutze der Keuschheit seiner Frau mehr noch um Hilfe rufen als die Wöchnerin zur Abwehr des *Silvanus*. Doch wozu sage ich das? Ist doch auch *Priapus* zugegen, der nur allzu männliche, auf dessen ungeheuerliches und abscheuliches Glied sich die Neuvermählte setzen mußte, wie es die ehrbare, fromme Sitte der Matronen vorschreibt." (*Civitas Dei* VI,9)

\*

Freilich haben die gewöhnlichen, die sogar uns heutigen noch weithin bekannten, die großen Götter, anderes zu tun, als sich um den geregelten Verlauf irdischen Zusammenlebens zu kümmern. Dafür kommen nur die kleinen, die minderen in Frage. Die großen Götter, die gleichgültigen, können sich freilich in einer Laune in einen Erregten verwandeln, danach verlassen sie unsere Welt allerdings wieder. Unsere heutigen Filmstars sind Götter auf Erden, an ihnen können wir uns erregen. Sie sind Gegenstand unserer geheimen pornographischen Gedanken. Auch Gladiatoren, auch Sportler sind es. Die Götter sind die Gleichgültigen, die sich Langweilenden. Sie streiten sich aus Langeweile. Sie haben Sex aus Langeweile. Heute sind die Menschen zu Göttern geworden, streiten und machen Sex aus Langeweile, nicht mehr aus einem Bedürfnis. Kein Gott bei Verstand macht sich auf den langen Weg. Kein Gott bei Verstand macht sich an die Arbeit, ein Heim zu bauen.

\*

Doch die gelangweilten Götter, die den trojanischen Krieg entfachten, sind bereits Resultat eines ins Überhöhte driftenden zivilisatorischen Akts. Sie entstanden aus den Verallgemeinerungen kleiner Götter. Selbst der, wie Plutarch schrieb "*nicht-viele* (a-poly)" Apoll besteht aus zahlreichen Varianten, als Delphischer, Didymischer, als Goldener, als Mäusevernichtender, Wolfötender oder als Delischer, um nur ein paar zu nennen - oder gar als sogenannter "Apoll der Straße", wie er im attischen Acharnai verehrt wurde, in Gestalt eines einfachen Steins von etwa einem Fuß Höhe. Die Ephesische Diana hat nichts von der Jägerin, die uns unter gleichem Namen bekannt ist, sie ist ein für heutige Augen grotesk vielbrüstiges Wesen, eine offenbar noch, wie es ratlos in der Fachliteratur heißt: "*asiatische*" Fruchtbarkeitsgöttin, bei deren Standbild rätselhaft ist, wie sie mit der schicken Renaissance-Jägerin identisch werden konnte, die den Aktaion von den eigenen Hunden zerreißen läßt. Schon daß Aktaion ihr nachstellt, scheint, wenn man ihr ephesisches Abbild anblickt, höchst unwahrscheinlich. Heute könnte sie glatt als Gorgo durchgehen, deren Anblick jedermann in Angst und Schrecken versetzt. Erst spätere Zeiten, oft erst das kaiserliche Rom, haben aus den lokalen, den plumpen, den *wirklich archaischen Göttern* etwas Schickes und Elegantes gemacht. Um vom "Apoll der Straße" zum Apoll von Belvedere zu gelangen, mußte ein beachtlicher Weg zurückgelegt werden. Bei der Wiedererweckung der antiken Götter in der Renaissance legte man noch einen Zahn zu. In eine Verallgemeinerung, heute würde man sagen: Verkitschung. So sehr, daß, bei Tizian etwa, eine dem heutigen Bewußtsein zugängliche Verallgemeinerung entstand, die sich nahe an dem aufhalten mag, was man ein wenig hilflos als Archetypen bezeichnet. Die ältesten erhaltenen Standbilder sind demgegenüber von einer Plumpheit, über die schon Pausanias nicht genug staunen kann: Im achaischen Pharai gäbe es dreißig Steinblöcke, deren jeder von den dortigen Einwohnern als ein anderer Gott bezeichnet wurde, berichtet er, dieser Brauch entstamme einer Zeit, als die Griechen anstelle von Statuen Steinen göttliche Ehren erwiesen. Jeder Gott hatte seltsame lokale Ausprägungen, wo er lange Zeit ein kleiner, ein ganz eigener Gott war, bevor er den Vornamen des Großen bekam. Die Summe all dieser oft divergierenden Kleinheiten, die um einen Namen versammelt werden, ist *der große, der gleichgültige, der langweilende Gott*; der nur Gott ist, weil er Geschichten zu erzählen vermag, wie er mitunter wieder zum lokal kleinen geworden ist. Oder in einer schwachen Stunde wieder zu einem wird oder werden kann.

\*

Wir verdanken dem amerikanischen Kino nicht nur neue Götter, wir verdanken ihm auch, daß die topologischen Eigenarten des Narrativen noch einmal in archaischen Mustern für uns ausbuchstabiert wurden. Die Natur des Menschlichen ist kompliziert und bietet uns, anders als Augustinus dachte, nicht immer von selbst die einfachen Fälle, in denen das Gesetz, das wir studieren wollen, frei von Störungen durch andere Gesetze wirkt. Die in diesen Filmen dargestellten Muster lassen sich von neuem auf die von uns erlebte Wirklichkeit projizieren, frisch gewissermaßen und ohne die von vielen als bleiern empfundene Last der Geschichte. Dabei entdecken wir auch Störungen in den Gesetzmäßigkeiten. Aber diese Störungen sind, ganz wie in unserer Ansicht der modernen Naturwissenschaft, durch Kräfte verursacht, die wieder ihren eigenen Gesetzen genügen, sie sind selbst ebenfalls mythischen, im Fall der Naturwissenschaft mathematischen, Studien zugänglich. Werdet nicht müde, die Natur zu zerlegen. Und ihr werdet ihr Meister werden. Das ist der Weg, den wir mit den kleinen Götter gehen. Sogar der sogenannte Realismus der modernen Physik kann es sich weder leisten, naiv an die Sinne zu glauben, noch sie in spiritistischem Hochmut zu verachten.

\*

Die entsetzliche Langeweile des *Uranos*, dem *Chronos* sogar das Geschlecht abgesichert hat. Um Ursamen zu bilden. Deren Vermählung mit beispielsweise dem Meer die kitherische Aphrodite entsprang. Er vermag nur noch gelangweilten Widerstand zu bieten. Aber seine schiere Größe, das Maß seiner *Aionen* macht ihn schier unüberwindlich.

\*

Der *langeweilende Zeus*: die Rache des *Uranos* an *Gaia*.

\*

Im Christentum wurde das Verhältnis zwischen Zweck und Mittel weniger einfach als in seinen heidnischen Vorläufern. Das Heidentum hat, christlich gesprochen, die menschliche Natur vergöttert, und mit ihr auch die ihr innewohnende Neigung, Gewalt zu üben; man sieht dies gerade an so einem scheinbar bloß geistigen Gebilde wie dem Modellstaat Platons; oder in einer so ethisch bestimmten Herrschaftsform wie derjenigen der stoischen Kaiser des zweiten Jahrhunderts, in welcher schließlich die Barbarei etwa eines *Commodus* den Gegenpol zur wohl als überpenetrant ausgestellt empfundenen Lebensweisheit des ihm vorangegangenen *Marc Aurel* bildete. Christus hat die Vergötterung unserer natürlichen Gewohnheiten verworfen und sie als

Wirkungsfeld von Dämonen verdammt. Doch wenn die Dämonen besiegt werden, so unterliegt dies nicht unserer Willensanstrengung, sondern es stellt sich als Vorgang dar, den wir nur als Gabe der Gnade erleben können. Und die Gnade ist die Antwort unseres Verlangens nach Gnade; dieses Verlangen ist nicht ernsthaft, wenn es nicht zu einer äußersten Anstrengung führt. Auch hier bestimmt die Länge des Weges den Wert des Ziels.

\*

Aber die liebevolleren Götter der Vergangenheit. Die einem zuverlässig helfen. Die einem Leitvorstellungen liefern, an denen man sich zu orientieren vermag. Jeder kleine Mythos der großen Götter steht für ein modellhaftes Verhalten, gesteuert vom kleinen Gott, im Grunde *ist* es der kleine Gott. Deshalb haften an den Namen der Götter Ortsnamen, sie bezeichnen eine Laune der Götter, die diesen Ort einmal beehrten. Diese Laune ist der kleine Gott. Sie ist gutartig, weil sie auf eine wahre Erregung des betreffenden Gottes zurückgeht. So wird die kleine Laune des gleichgültigen Gottes zum realen Ereignis.

Das Liebevolle liegt bei den winzigen Göttern: die Göttin die den Brautschleier lüftet, die Göttin die den Gürtel des Gewandes löst.

\*

Die Filmschauspieler als heutige Götter. Sie haben aber keinen Orts- oder Eigenschaftsnamen, es heißt nicht mehr delischer, delphischer, wolftötender Apoll, nicht paphische, schwarze oder siegversprechende Aphrodite oder Aphrodite der tiefen See. Jetzt sprechen wir von der Ingrid Bergmann in *Casablanca* oder der aus *Stromboli*, von Humphrey Bogart in *African Queen* oder *Beat the Devil*, von Vivian Leigh und Clark Gable in *Gone with the Wind*. Tipi Hedren, die von Hitchcock bei den Dreharbeiten tatsächlich mit Vögeln Beworfene, in *The Birds*. Es schmerzt, so viele californische Leinwandhelden in einem Zug mit den wundervollen antiken Mythen nennen zu müssen, aber sie und ihre Filme erfüllen nicht nur deren Funktion, sie bieten uns nach dem Tod des dreieinigen Gottes wenigstens ein Pantheon. In Beverly Hills und Hollywood. Dazu das Privatleben der Stars. Und jede Menge Klatsch. Die vielen Ehen der Liz Taylor. Auch an ihnen zeigt sich, daß diese Schauspieler Götter geworden sind, ihre Liebhaber sind nicht einmal mehr Gegenstand unserer Eifersucht. Marilyn Monroe und Arthur Miller: *Gentleman prefer Blondes* gegen *Misfits*. Gary Cooper in *Man of the West* oder als jungenhafter Komödiant in *The Wagoner*. Sinnlos bei einer solchen Auflistung den Anschein von Vollständigkeit erstreben zu wollen. Aber

auch Jeanne Moreau in *Jules et Jim*. Oder in *Les Amants*. Belmondo in *A bout de Souffle*. Belmondo und Anna Karina in *Pierrot le Fou*. Der junge Jean Gabin. Auch die Franzosen haben einiges zu bieten. Doch dagegen die Ausstrahlung eines James Dean. In *Rebel without a Cause* und *East of Eden*. In *Giants*. Und das setzt sich bis in die Gegenwart fort. Harrison Ford in nicht nur *Star Wars*. Robert de Niro in nicht nur *Taxi Driver*. Dustin Hofmann in nicht nur *Rain Man*. Und es wird wohl noch eine Weile so weiter gehen, bis neue Verallgemeinerungen die Vielzahl dieser so zahlreich entstehenden Gottheiten neu komprimieren werden, sie neu konzentrieren müssen. Unser Zeit produziert zu viele Götter. Immer häufiger wird zudem *Sportlern* der Status der Göttlichkeit zugebilligt, ganz wie in Hellas: bei Pausanias erstaunt, daß es seinerzeit offenbar sehr viel mehr Statuen von einstigen Olympiasiegern gegeben hat als solche von Göttern. So weit müssen wir erst wieder kommen. Wir sind wir auf dem besten Weg dazu. Vor der Erfindung des Kinos waren es Schauspieler in speziellen Interpretationen von Theaterstücken, die die gleiche Funktion hatten, in Prousts *Recherche* etwa die Berna in, wenn ich mich recht erinnere, *Phädra*. Statt wie bei den antiken Göttern die Ortsnamen, an denen ihre Tempel stehen, sind es Filmtitel, die den Schauspielermythen ihre reale Gestalt geben, bei Sportlern ist es der Ort des entscheidenden erstaunlichen Siegs. Aber Schauspieler brauchen viele verschiedene Rollen, wenn sie zu so einem großen, einem gleichgültigen Gott zusammengesetzt werden wollen. Sonst bleiben sie Helden für einen Tag. Schöne Schauspielerinnen brauchen mehrere skandalgeschüttelte Ehen, ehe sie als Aphrodite durchgehen können. Sie müssen ihre Ehemänner an der Nase herumführen, auch deshalb ist man als Zuschauer nicht auf sie eifersüchtig. Charles Laughton ist nicht nur der Glöckner von Notre Dame. Ein Gott muß vielgestalt sein. Sehr vielgestalt. Manche Nebengestalten bei John Ford benutzen immer dieselbe Gestalt, sie gehören zu den liebenswürdigen, zu den kleinen Göttern, die das Leben erleichtern. Auch Komiker tun das, müssen das tun, denn *Priapus* ist das Muster, nach dem sie geschnitzt sind, der groteske Phallus. Elvis Presley ist auch so einer. Manchmal gibt es Komikerpaare, oft bestehen sie aus einem Dürren und einem Dicken. Laurel und Hardy sind die Klassiker, oder Karl Valentin und Liesl Karstadt; Jerry Lewis und Dean Martin bildeten eine elegantere Variante. Der Dürre ist dabei der Phallus des Dicken, der ihm immer ins Gehege kommt. Sie zusammen bilden den Priapus, der eine ist Schwanz, der andere bildet dessen Anhängsel, die Eier und den Körper, ganz klein ist der Kopf. Elvis Presley ist beides gewesen: im Alter ein Dicker, als Junger der Dünne. Und immer mit kleinem Kopf.

\*

Der zentrale politische Gedanke des Westens ist die Freiheit des Individuums. Ohne Zweifel hat erst das Christentum uns gelehrt, jeden Menschen, einerlei welcher Klasse, Rasse oder Nation er angehört, als Person zumindest potentiell ernst zu nehmen. Und der Liberalismus kann sehr wohl in Anspruch nehmen, daß er mit christlichen Überzeugungen ernst machte, wenn er diesen Respekt vor der Person, oft gegen den Widerstand der Kirche und der konservativen Christen, auch im politischen Raum durchsetzte. Daß wir diesen Respekt nicht immer empfinden, ist eine andere Sache. Sogar der technische Fortschritt, die Technik und ihr Tun, kann man als Erfüllung des Gebots "macht euch die Erde untertan" verstehen. Dabei entstand in Bezug auf tägliche Verhaltensmuster leider eine gewisse Entleertheit, die nur durch im Grunde unchristliches Gedankengut gefüllt werden konnte. Jetzt wo die Last des erzwungenen Strebens nach Gnade von uns genommen ist, bevölkern wir die vom Christentum hinterlassene Wüste mit neuen Göttern.

\*

Gewiß ist kein Zufall, daß sich manch ein Psychoanalytiker antike Mythen vorknüpft, um sie im Licht seiner Theorien zu sehen. Ich meine aber, daß dabei nur eine Isomorphie hergestellt wird, deren neue Basis eine der antiken Theogonie fast äquivalente Obskuriät aufweist. Den von uns dargestellten Handlungs- und Verknüpfungsverläufen ist schließlich völlig egal, ob die in ihnen Agierenden Zeus, Rita Hayworth oder Über-Ich heißen. Schon ein simpler Perspektivwechsel von der Aktiv- in die Passivform einer Erzählung ist bedeutungsvoller. Entscheidend ist aber ihr Kern. Der ideale Verlauf einer Verheiratung will von einer Begründung *ex primo* nichts wissen - er ist in die Zukunft gerichtet, an ihr orientiert. Die mögliche Zukunft bestimmt seine Struktur.

\*

Die Heiligen - Augustinus Spott über die Unzahl römischer Götter, traf bald die Kirche selbst. Ihre vielen Heiligen, die unzähligen Anekdoten. Ex posterio. Die zahlreichen Legenden um den wunderbaren Heiligen Franziskus. Erkennbar verbogen, erkennbar verlogen. In ihnen wurde offenbar aktiv versucht, die Funktion der antiken Mythen wiederzubeleben. Sehr seltsam, daß dies nach des Augustinus spöttischem Verdikt der Göttervielfalt noch glückte. Mag sein, daß es von den Gemeinden, von unten ausging, vielleicht von der unteren Priesterschaft, welche die lebenserklärende, lebensleitende Kraft der antiken Mythen kannte und der Gemeinde etwas sie Ersetzendes bieten wollte, Muster, mit denen man ebenso zur Heiligkeit gelangen konnte, wie einst Danae, ihre Schönheit einem sie bezahlenden reichen Mann zur Verfügung stellend, zu

einem Kind des großen Jupiter. So kam es zu einer Verwandlung von Anekdoten in Mythen. Dem Papst, der seinen Augustinus kennt, sträuben sich bei der Ernennung eines jeden neuen Heiligen bestimmt die Haare. Vielleicht werden sie ihm deshalb unter einer Kappe verborgen. Der Stoff aus dem die Päpste sind. Aber die kirchlichen Heiligen reichten nicht aus, das Leben wiederzugeben. Nicht jedermann strebt nach Heiligkeit. Manche wollen das Glück schon auf Erden. So kam es zur Wiedergeburt der Literatur. Einer Mischung von Mythos und Anekdote. *Tristan und Isolde*, Die Ritter der Tafelrunde, Gestalten mit einem ganz bestimmt umrissenen Schicksal, *Abelard und Heloise*. Madame Bovary - c'est moi.

\*

Bleiben solche zu Mythen gewordenen Anekdoten, falls man in eine zu geraten meint, Anekdote, oder werden sie Vorzeichen. Das ist immer die Frage.

\*

Wenn wir freilich selbst zu Göttern werden, entstehen Probleme. Dann kommt es zu moravischen Verwicklungen. Als Verknotung im eigentlichen Sinne mag man gar nicht mehr bezeichnen, was dann abgeht. Danach kann sich nichts mehr verzweigen. Die Gleichgültigkeit, der Drang zu ihr, die treibende Kraft der Moderne.

\*

Es wäre inkorrekt, die moderne Welt als eine zu beschreiben, der jede Verwandtschaft mit einer religiösen Welt fehlt. Moravia ist nicht nur zufällig Italiener. Ein sakularisiertes Kloster ist dasselbe Gebäude wie zuvor: seine Räume weisen weiterhin die Struktur von Mönchzellen, eines Kreuzgangs, einer Kapelle auf, selbst wenn man sie nun für andere Zwecke gebraucht. Obschon, es ist deutlich zu spüren, der Heilige Geist darin jetzt fehlt. An vielem in der modernen Welt hat sich die Struktur des Christlichen gehalten; die Zeichnung des Bildes ist noch immer christlich, wenn sich auch die Farben geändert haben, selbst wenn sich Schwarz in Weiß und Weiß in Schwarz verwandelt haben mögen wie bei einer Negativkopie oder bei den traurigerweise mit einem verrottenden Bleiweiß gemalten Fresken des großen Cimabue in Assisi. Gerade die moderne Kunst atmet noch christlichen Dunst aus, so sachlich sie sich geben mag. Wenn dies aber so ist, kann der Prozeß, dem wir in der Moderne unterlegen sind, nur ambivalent sein, und

die Begriffe, in denen wir ihn aussprechen, müssen mit Grund zweideutig klingen. Denn: sollen wir die christliche Struktur oder ihren unchristlichen Gebrauch hervorheben?

\*

Die kleinen Götter erstaunlich ähnlich den raffiniertesten Prinzipien der modernen Physik, wo man wohl noch auf eine einzige wirkende Urkraft wie den Schöpfergott hinarbeitet, diese aber gleichzeitig in unzählige kleine Effekte auskristallisieren läßt. Diese werden jeweils durch den Austausch eines Teilchens bestimmt, das auf ähnliche Weise bezeichnet wird, wie wir es mit unseren Interaktionsteilchen, den Quinks, gemacht haben. Jedes dieser Teilchen symbolisiert einen Gott, der auf seinem Terrain über die Entwicklung der Interaktion (wenn man so will: von Leben und Tod des Möglichen) entscheiden kann, entscheiden *muß*. Bemerkenswert auch der verwandtschaftliche Zusammenhalt des Mythischen - stets wird versucht, die Genealogie der Götter aus einem frühesten herzuleiten. Sie alle sind Ausdruck einer Urkraft, nach der wir noch heute suchen.

\*

Es erstaunt, daß die von Augustin so lächerlich gemachten Gottvielhheiten sich in den einen Schöpfergott verwandelten, der später mit der Gravitationskraft verbandelt und schließlich zum Erzeuger des Urknalls wurde - wohl die klarste Formulierung des biblischen Schöpfungsmythos. Gott als Schöpfer einer ursprünglichen Kausalitätskette, der wir alle unterworfen sind. Von Freiheit keine Spur. Außer, wie Augustinus und de Sade gleichermaßen behaupten, einer zum Bösen. Das offene Universum, die Quintessenz dieser Welt ohne Freiheit: eine Welt die sich ohne Ende ausdehnt. Ihr Schicksal vom ersten Moment beschlossen. Für die Heiden, die wir alle geworden sind. Früher kamen die Gläubigen in den Himmel, da scherte niemanden das Schicksal einer immer kälter werdenden Welt. In Dantes tiefster Hölle war es am kältesten. Den dort residenten Sündern gefroren sogar die aus Selbstmitleid vergossenen Tränen. Sind das Letzte die Tränen, oder ist das Letzte die Lust? fragt Benn insofern passend in einem späten Gedicht. Leitgesetz der biblischen Schöpfung ist das der sogenannten Entropie. Ein symbolisches Gesetz. Milliardenfach bestätigt, weil es nur im Bereich der hohen Zehnerpotenzen gilt. Der Kältetod. Das Gesetz der ewigen Verzweigung. Das Gesetz der immer seltener werdenden Verknotung. Das Gesetz der gleichmäßigen Verteilung. Das Gesetz von der Auflösung einer jeden Verknotung. Die Welt ist ein Jammertal ohne Bindung. Die allgemeine Relativitätstheorie und

die gegenwärtig herrschende Kosmogonie mögen die letzten Zuckungen dieses biblischen welt- und verknotungsignorierenden biblischen Mythos sein.

\*

Unter ihren Anhängern gibt es radikale Romantiker. In den achtziger Jahre träumten sie vom radikalen Zerfall aller Materie. Sie träumten von einem letzten übriggebliebenen Positronen-Elektronenpaar, das sich aus heute unvorstellbaren Entfernungen (um Zehnerpotenzen größer als das heutige Universum) wahrzunehmen vermag, um unglaublich langsam aufeinander zu taumeln, um schließlich in einem winzigen Blitz zu zerstrahlen<sup>17</sup>. Ein letztes Mal Kleist und Henriette Vogel, die ihm sagte: Bring mich um. Danach ist die Welt sauber. Danach ist die Welt rein. Reiner Gott und ohne Sünde. Pures Licht. Heute heißt es, dieser Traum vom vollständigen Zerfall der Materie sei widerlegt worden. In kilometertief liegenden Tunneln in Japan und im Mont Blanc Massiv, in welchen die kosmische Strahlung die nötigen allerfeinsten Messungen nicht zu verfälschen vermag. *Gaia*, die tiefe Erde, hat uns also eine andere Antwort gegeben. Eine andere gewiß als Henriette Vogel. Gaia hat einen Traum zerstört. Den Traum des *Uranos*. Der seine Kinder für immer begraben sehen wollte. Den Traum des Schöpfers aller Himmel und Erden.

\*

Nach dem Zusammenbruch dieses schönen Traums vermochte die Wissenschaft dem ewigen Auseinanderstreben des Universums keinen Geschmack mehr abzugewinnen. Seither ist Gott tot. Auch diese Datum ist genau feststellbar: irgendwann im Jahr 1989. Als die diesbezüglichen Meßergebnisse bekannt wurden. Seither ist Uranos, in der griechischen Mythologie noch am ehesten das Äquivalent des biblischen Schöpfergottes, tot. Oder ein Stümper, was aufs gleiche hinausläuft. Nietzsche hat noch gar nichts gewußt, als er ähnliches in identischen Worten verkündete. Er hätte sich noch leicht irren können. Er war ebenfalls bloß ein Stümper. Der sich eine Zeitlang selbst für einen Gott hielt. Seit 1989 wird zielstrebig zusätzliche Masse gesucht, um das Universum wieder zum Zusammenschrumpfen zu bewegen. Man zielt wieder auf Verknotung. Vielleicht weil man das Universum auf ein menschliches Maß zurückstauchen möchte. Bloßes Verzweigen ist out. Schluß endlich mit dem Gejammer vom Kältetod. In der

---

<sup>17</sup> In "Das offene Universum", einer Filmbeilage zu *Vereinigt*, dem zweiten Teil der Comédie Artistique - der Film beginnt mit einer Darstellung der 1983 für wahr geltenden kosmologischen Vorstellungen -, läßt sich (in ca. Min 7) eine Verfilmung dieser erstaunlichen Phantasie besichtigen.

Hölle geht es jetzt heiß zu. Man wird zu *Julian Apostata*, zu einem, der das Rad der Geschichte zurückdrehen will. Nach der Entmachtung des Uranos beherrscht *Kronos* die Welt - Saturn und seine Saturnalien. Der seine Kinder verschlingt und aller Welt nur Freude schenken will.

\*

Aber der Gedanke, die bekannten Gesetze der Physik wären bei diesem erhofften Schrumpfen vielleicht verletzt, ist ebenso wenig von Nutzen wie für ein besseres Verständnis der Nützlichkeit des Auges für den Adler. Daher sucht man, wittert man die fehlende Masse, die das auf ordentlich physikalische Weise bewirken könnte jetzt überall; die fehlende Masse, die die Entmachtung des Uranos endgültig machen würde - man spekuliert sogar über *Zeitumkehr!* - man sucht sie zwischen den Galaxien als Dunkelmaterie, als Dunkelsterne, als Neutrinomaterie. Am liebsten aber in Form von möglichst riesigen *Schwarzen Löchern*, mit denen man einiges anstellen könnte. Hi, Hi! Ganz wie einst Pfeil und simple Öffnung etwas haben miteinander anstellen können, ja, gerade die simple Öffnung, die manchem im Gravitationsbereich tätigen Wissenschaftspfeil noch heute als groß vorkommen mag, und nahezu schwarz. Um damit ein neues, ein noch frisches Universum zu erzeugen. Und ein neues Pantheon. Davon träumen die Herren Wissenschaftler im Moment, sie sind auf der Suche nach einem Garten der schwarzen Löcher, einen Harem von schwarzen Löchern. Jedem das seine! Vielleicht sogar mehrere. Die Paarung von schwarzem Loch und Elfenbeinturm. Sie träumen von einer gewaltigen neuen universellen Verknotung, sie arbeiten an einer neuen *Gigantomachie*.

\*

Aber was liegt daran, ob ein Leben kurz oder lang ist. Das Ende des Lebens macht das lange und das kurze Leben gleich. Man steht und staunt, mag sich nicht regen, wenn man Zeuge so eines Todes ist. Leibniz hat bemerkt, daß eine Uhr die Absicht eines Uhrmachers nicht dadurch erfüllt, daß sie die Gesetze der Mechanik verletzt, sondern im Gegenteil darum, weil ihre Federn und Räder diesen Gesetzen aufs genaueste gehorchen.

\*

Aber die Vergewaltigungen!

\*

Aber die Gemeinheiten, die Niederträchtigkeiten, die ungeheuerlichen Ungerechtigkeiten!

\*\*\*

## E. DAS HEIM UND DER WEG

Wir haben behauptet, das *Heim* repräsentiere einen weiblichen Masturbationszustand, der *Weg* hingegen den eines Mannes, in dessen Verlauf ein *Phallus* erzeugt wird. Oder sachlicher gesagt, in diesen beiden Zuständen<sup>18</sup> wären zwei Interaktionsmöglichkeiten eines quirkgeleiteten Individuums mit dem es umgebenden Raum dargestellt, zum einen mit einem abgeschlossenen, relativ geschützten, zum anderen mit einem offenen, sich potentiell gefährlich ausweitenden. Was entsteht bei so einem Zustand in der Frau? Wie bislang beschrieben, klingt es nicht wenig neurotisch, sowohl das Heimbauen, wie das Wegbeschreiten, in beiden Fällen eine zickige Laune, die man vergessen könnte. Besser man befindet sich, wenn man allein ist, im Stadium der Langeweile, das weniger neurotisch mit dem einen umgebenden Raum reagieren muß. Besser man amüsiert sich irgendwo, geht ins Kino. Entspannt sich auf einem Spaziergang. So taten es wohl die Götter. Wieso suchten sich wirklicher Pfeil und wirkliche Öffnung, von denen wir nur mehr Abziehbilder sind, so seltsame Aktivitäten?

\*

Der einfachste Weg, der Weg zur fernen Geliebten, der Weg zum fernen Meer: *"Ich bin ihr fern. Ich nähere mich ihr. Ich nähere mich ihr weiter. Ich nähere mich ihr noch weiter. ...Ja, ich nähere mich ihr. - Ich berühre sie!"* In der dies beschreibenden Quirksequenz wird ein bestimmter Zustand aufrecht erhalten und bildet eine Kette aus Gleichartigem:

$$\uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons \circ \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \circ \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \circ \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \circ \Rightarrow \dots \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \circ \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \circ$$

wobei der Abstand zwischen Begehrendem und begehrtem Objekt immer geringer wird. Bei dieser Art Erzählung gibt es bis auf die Berührung am Schluß keine Antiquinks, denn die Geliebte kann den sich ihr Nähernden ja nicht wahrnehmen, kann gar nicht reagieren. Deshalb klingt diese Geschichte auch so einfältig, sie enthält keine vollständigen Narronen. Will man die

---

<sup>18</sup> Daß dieser Zustand sich auch mit Hilfe von einer Art "Kitzeln" erzeugen läßt, die offenbar einzige Art von Sich-selber-Kitzeln, die bei einem nicht-schizophrenen Menschen Wirkung zeigt (ganz als wären der entstehende Phallus oder die sich aufladende Klitoris ähnlich externe Wesenheiten wie ein Kind, das man durch sanftes Kitzeln zum Lachen bringt) wurde in Fußnote Nr. 5 angedeutet. Da dabei aber, wie wir gleich sehen werden, weder ein Heim noch ein Weg herauskommt, muß eine sich ernst nehmende Zivilisation, die schließlich aus Heimen und Wegen bestehen will, dies wohl verachten.

Erzählung in einen Narronensequenz verwandeln, muß man sie ergänzen. Daher werden bei der Beschreibung so einer Reise gern virtuelle Antiquinks empfunden, um Narronen zu erzeugen: *Ich bin ihr fern. Ich spüre, daß sie in der Küche ist. Ich nähere mich ihr. Ich spüre, daß sie Suppe kocht. Ich nähere mich ihr weiter. Ich spüre, daß sie in ihr Schlafzimmer geht. Ich nähere mich ihr noch weiter. Ich spüre, daß sie schlafen geht ... ich nähere mich ihr weiter. Ja, sie liegt wirklich im Bett. Ich berühre sie!"*

Welcher Art die virtuellen Antiquinks sind, ist dabei der Phantasie des einsamen Jägers überlassen.

\*

Bei der Quinksequenz, die einen langen Weg beschreibt, findet eine allmähliche Ortsverschiebung statt. Der Jäger beginnt am Ort  $x_A$  und ist irgendwann am Ort  $x_2$ , wobei er allmählich seinem Ziel  $x_3$  näher kommt.

$$\begin{aligned} \uparrow(x_1) \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O(x_Z) &\Rightarrow \uparrow(x_2) \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O(x_Z) \Rightarrow \uparrow(x_3) \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O(x_Z) \Rightarrow \dots \\ &\Rightarrow \uparrow(x_n) \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O(x_Z) \dots \end{aligned}$$

wobei die in Klammern gesetzten Örtlichkeiten jeweils den momentanen Ort der jeweiligen Erregung bezeichnen sollen. Diese Sequenz beschreibt den Weg von  $x_1$  nach  $x_n$ . Dieser Weg ist ganz unabhängig von dem Objekt der Begierde. Dieses könnte ebensogut ein geographisches Ziel am Orte  $x_Z$  sein. Die Jagd also, ließe sich sagen, auf einen fernen  $\Psi$ - Zustands. Es könnte sich aber auch um eine starke Verfolgung handeln, bei der das verfolgende Objekt den gleichen Weg nimmt wie der Verfolgte:

$$\begin{aligned} \uparrow_A(x_1) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_B(x_2) &\Rightarrow \uparrow_A(x_2) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_B(x_3) \Rightarrow \uparrow_A(x_3) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_B(x_4) \Rightarrow \dots \\ &\Rightarrow \uparrow_A(x_n) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_B(x_{n+1}) \end{aligned}$$

wobei  $\uparrow_A$  und  $\uparrow_B$  jeweils die Erregung des Jägers A und des Gejagten B an dem in Klammern dahinter gesetzten Ort bezeichnen.

\*

Da ihn sowohl ein Ziel als auch eine davon ganz unabhängige Verfolgung strukturieren können, müßte der Weg eigentlich auch ohne sie formulierbar sein. Er wäre dann eine topologische

Eigentümlichkeit, die sich als Interaktion eines Individuums mit mehreren Orten und Zeitpunkten bezeichnen ließe. In unserer Quink-Terminologie stellt sich das vielleicht am einfachsten dar, wenn man es als Interaktion des Individuums mit sich selbst betrachtet, im Sinne etwa einer Selbstverfolgung, die an einer Reihung von Orten stattfindet, wobei dieses Individuum, kausaler ausgedrückt, gewissermaßen vor dem Geruch des vergangenen Ichs davonliefe. Das ließe sich so darstellen:

$$\begin{aligned} \uparrow_2(x_1, t_1) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_A(x_2, t_2) \Rightarrow \uparrow_A(x_2, t_2) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_A(x_3, t_3) \Rightarrow \\ \Rightarrow \uparrow_A(x_3, t_3) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_A(x_4, t_4) \Rightarrow \dots \Rightarrow \uparrow_A(x_n, t_n) \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow_A(x_{n+1}, t_{n+1}) \end{aligned}$$

wobei  $\uparrow_A(x_k, t_k)$  die jeweiligen Erregungen des Individuums A an den Orten  $x_k$  zum Zeitpunkt  $t_k$  symbolisieren. Die Dominanz der Erwartung auf Seiten des den Weg Gehenden legt allerdings eine weniger strikt kausale Verknüpfung nahe, eine die antizipierend zu wirken scheint: Man jagt einen Zustand von sich selbst, von dem man hofft, daß man ihn einmal annehmen wird. Dann befände sich auf der rechten Seite der jeweiligen Quinks wieder ein gewöhnliches Antiquirk in Form einer Wunschvorstellung, von der man hofft, daß sie zu einem späteren Zeitpunkt Wirklichkeit wird. In diesem Sinne wäre so ein erkämpfter gerader Weg tatsächlich eine Selbstinteraktion, man kann ihn daher mit einigem Recht als eine Masturbationsanstrengung von A mit Hilfe einer geordneten Kette von Räumen  $x_1, x_2, \dots, x_n$  bezeichnen, in welcher eine Erregung allmählich (genauer gesagt, im Zeitraum  $\Delta T = t_n - t_1$ ) zu einem Phallus wird.

\*

Entscheidend daran ist, daß *erstens*:  $x_k$  ungleich  $x_{k+1}$  ist, daß *zweitens*:  $x_{k+1}$  sich dichter am Wegende  $x_n$  befindet als  $x_k$ , und daß *drittens*: sowohl die Erregung angehalten als auch ihr Ladungszustand gleich bleibt. Interessanterweise gibt es in narrativen Filmsystemen eine Größe, mit der man den Ladungszustand einer Erregung ausdrücken kann, und zwar ist es, verkürzt ausgedrückt, die Richtung der Bewegung eines Darstellers auf der Leinwand, genauer gesagt ihr Vorzeichen, je nachdem ob diese Bewegung vom Zuschauer aus gesehen nach rechts oder links führt. Bezeichnen wir diese auf der Leinwand sichtbare Ladung mit dem Begriff *Parität*, so wäre im Film ein von A beschränkter Weg durch eine Kette aneinander geschnittener Einstellungen mit darin abgebildeten Räumen  $x_1, x_2, \dots, x_n$  dargestellt, bei denen diese Parität bei einem in ihnen allen sichtbaren Darsteller A erhalten bleibt. Wir können hier nicht auf die vielen Details eingehen, die eine widerspruchsfreie und mit der

Künstlichkeit der Aufnahmepraxis des Films vereinbare Formulierung des narrativen Filmschnitts berücksichtigen muß - ich habe versucht, sie in meiner Arbeit "Einführung in die elementare Schnitt-Theorie" darzustellen, die den sechsten Teil der "*Comédie Artistique*" bilden soll - aber es ist eine der erstaunlichsten Leistungen unserer kleinen neuronalen Theorie, daß sich die wesentlichen Prinzipien des Filmschnitts aus ihr ergeben, wenn man die Quinks in Paritätsverhältnisse übersetzt.

\*

Auch die leicht seltsam klingende Anmutung, ein Darsteller verfolge auf so einem Weg einen Zustand, der er einmal selbst werden könnte, findet beim Filmschnitt eine direkt sichtbare Darstellung. Nichts anderes zeigt nämlich ein Film, wenn ein Weg abgebildet wird: man sieht den sich bewegenden Darsteller A erst in einer Einstellung mit einem abgebildeten Raum  $x_1$ , dann in einer nächsten mit einem Raum  $x_2$ , von welchem der Zuschauer dann annehmen soll, daß sich das Geschehen darin (u.U. sogar deutlich) nach dem der ersten Einstellung ereignet. Aus der Perspektive von A in  $x_1$  wird in  $x_2$  eine der möglichen Zukünfte gezeigt, die sich A in  $x_1$  vorstellen konnte. Daß der Zuschauer die gezeigte Zukunft nicht als bloße Vision betrachtet, sondern als tatsächlich hinnimmt, ermöglicht, diesen Prozeß zu wiederholen. Auf diese Weise läßt sich ein längerer Weg aufspannen, auf welchem sowohl Ladung und Erregung des Darstellers erhalten, als auch die von den Einstellungen dargestellten Räume  $x_1, x_2, \dots, x_n$  derart geordnet sind, daß sich  $x_{k+1}$  dichter am Wegende  $x_n$  befindet als  $x_k$ . Dieser Sichtweise hat gegenüber einer *rein galileischen*, welche auf den sogenannten objektiven Raum- und Zeitverhältnissen basieren möchte, den Vorteil, daß dem *Spannungszustand*, der in der Durchführung eines wie auch immer gefaßten *Plans* besteht, entscheidendes Augenmerk geschenkt wird. Dieser ist als Verursacher des Wegs in größerem Maße selbst dieser Weg als es die durchwanderten Koordinaten je sein können.

\*

Trotz der hier nur angedeuteten Effektivität unseres Formalismus ist an seiner Begründung bislang etwas nicht ganz richtig, etwas ist daran sogar grundfalsch. Das Individuum kennt nämlich den Weg bereits bevor es den Raum als Ganzes, sogar bevor es den Raum als Konzept kennt<sup>19</sup>. Der *Aal* verläßt sein Sargossomeer um in seinem Heimatfluß zu laichen. Er läßt sich

---

<sup>19</sup> In einer wenig beachteten Notiz vom 22.8.1938 schreibt Freud in diesem Sinne äußerst radikal: "Räumlichkeit mag eine Projektion des Ausdehnung unseres psychischen Apparats sein. Keine andere Ableitung wahrscheinlich. Anstatt Kants a priori Bedingungen unseres psychischen Apparats. Psyche ist

dabei von der Strömung und allem möglichen leiten, gewiß aber nicht von einer Landkarte oder von Begriffen wie Zukunft und Vergangenheit. Er jagt einen Zustand, der er sein möchte, er flieht vor einem Zustand, der er gewesen ist<sup>20</sup>. Die Verbindungslinie ist gewöhnlich eine Gerade mit einer Spitze. Sie ist ein Pfeil. *Er ist dieser Pfeil. Er folgt der Idee, die er von sich hat.* Er jagt die Idee, die er von sich hat, in ein Äußeres, ein Unbekanntes hinein. Dieses Äußere nennen nur wir Menschen *Raum*. Das, was wir unter Raum verstehen, ist Ausdruck unseres Gedächtnisses für die vielen Wege, die man darin gehen kann. Für das Gedächtnisarme stellt das Äußere dagegen lediglich ein *weg vom Heim* dar, verbunden meistens mit einem *hin zur Beute*. Die Richtung ist in einem selbst, ist man selbst. Sie hat Quirkstatus, sie nimmt, in Relation zum Heim, in Relation zur Beute, Quirkstatus an. Die *Vögel* brechen irgendwann auf zur großen Wanderung, die sie selbst vielleicht nicht sind aber werden. Dann verlassen sie das Heim. Wie die grasenden Herden. Sehr schwer zu sagen, ob sie wissen, daß es ein neues Heim für sie geben wird. Aber selbst niedere Tiere bringen ungeheure Wanderungen zustande, die nicht einfach nur in einem allmählichen Verfolgen des Futters zu begründen sind.

\*

In den weiblichen Erregungszustand gelangen wir formal ganz einfach, indem wir den Pfeil durch eine Öffnung ersetzen, deren Bewegung nicht aus einem begrenzten Raum  $x_0$  herausführt. Im einfachsten Falle also, wenn für alle  $k$  gilt  $x_k = x_{k+1} = x_0$  (oder allgemeiner ausgedrückt: wenn alle  $x_k$  unmißverständlich Teilmengen eines den Aufenthalt einer Öffnung beschränkenden Raums  $x_0$  sind). Dann entsteht aus unserem vorherigen Formalismus einer, in dem sich eine Öffnung mit neutraler Ladung in der Erwartung eines künftigen Zustand von sich selbst in einem ihr zugewiesenen Raumbereich  $x_0$  befindet, ohne daß sie aus ihm hinauswill:

---

ausgedehnt, weiss nichts davon." - aus "Ergebnisse, Ideen, Probleme", S.F. Gesammelte Werke XVII, S.152

<sup>20</sup> Interessant ist, daß in unserer Welt, in der man alle Wege für gegangen hält, viele, vor allem sind es natürlich Männer, dennoch erhebliche Anstrengungen unternehmen, um längere Wege zurückzulegen. Sogar die milderen Formen, wie Jogging oder Powerwalking, scheinen diesen Reflex zu verraten. Dabei jagt man in der Tat gewöhnlich eine Vorstellung von sich, die man erreichen will, und wenn es nur ein attraktiveres schlankeres Äußeres ist. Man kann auch sagen, daß man von seinem gegenwärtigen Äußeren gejagt wird, vom Fett. Ganz *weglos* ist diese Jagd nach einem ersehnten attraktiveren Äußeren beim Bodybuilding geworden. Auch dort jagt man zwar einen begehrten Zustand, indem man eine Anstrengung aufrecht erhält, aber bei dieser geradezu raumlos gewordenen Anstrengung, bei der man sich in Kraftmaschinen hüllt (und deren Abschnitte im Fachjargon dennoch oft "*Strecke*" genannt werden), ist man kaum weniger blind als ein Aal, der mit seiner sonderbaren Zielvorstellung das Meer durchschwimmt.

$$O_A(x_1, t_1) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_2, t_2) \Rightarrow O_A(x_2, t_2) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_3, t_3) \Rightarrow \\ \Rightarrow O_A(x_3, t_3) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_4, t_4) \Rightarrow \dots \Rightarrow O_A(x_n, t_n) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_{n+1}, t_{n+1})$$

mit  $x_k \subseteq x_0$  für alle  $k$ , wobei  $O_A(x_k, t_k)$  den Erregungszustand einer Öffnung  $A$  am Ort  $x_k \subseteq x_0$  zum Zeitpunkt  $t_k$  bezeichnet. Vereinfachen wir die Beschränktheit, indem wir den ihr zugewiesenen Raum auf ein einziges Zimmer, das wir als  $x_0$  bezeichnen, reduzieren (also  $x_k = x_0$  für alle  $k$ ), handelt es sich bei diesem Typ von Interaktion um eine Art Selbstverknötung einer nicht nach Entladung strebenden Öffnung  $A$  in einem beschränkten Raum  $x_0$  im Zeitraum zwischen  $t_1$  und  $t_n$  :

$$O_A(x_0, t_1) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_0, t_2) \Rightarrow O_A(x_0, t_2) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_0, t_3) \Rightarrow \\ \Rightarrow O_A(x_0, t_3) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_0, t_4) \Rightarrow \dots \Rightarrow O_A(x_0, t_n) \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows O_A(x_0, t_{n+1})$$

Dabei kann sich die Öffnung in diesem Raum selbst jagen, sich schlagen, sich liebkosten, was auch immer, wie einer wirklichen Verknötung und sich, dabei unter Umständen systematisch einen Plan verfolgend, in jeden von ihr gewünschten Zustand versetzen. Sie kann sogar kochen und stricken. Lediglich ihre Erregung muß erhalten bleiben. Auf diese Weise konstruiert sich die Öffnung ein Heim um sich herum. Es macht also sehr wohl Sinn, von der Selbstinteraktion einer Öffnung mit Hilfe eines einzelnen Raums zu sprechen, oder von einer weiblichen Masturbation, bei der ein Heim entsteht.

\*

Auch hier haben wir bei einer möglichen Erzählung auf der Ebene des Physischen zunächst nur Halbnarronen in Form einer geradezu narzistisch-einfältigen Quinkfolge vorliegen: "*Ich war in einem Raum, und dann war ich immer noch in dem Raum. Ich war weiter in dem Raum .... und immer noch war ich in dem Raum ...*", die durch virtuelle Antiquinks erst in vollständige Narronen verwandelt werden müssen. "*Ich war in einem Raum, und dachte an meinen Geliebten. Ich nahm mein Strickzeug, es wollte mir nicht in die Hand, weil ich nicht bei der Sache war. Ich fing an zu stricken. Das Strümpfchen, das ich strickte, wollte nicht gelingen, ... etc*". Die Narronen verlangen von dem, was die Frau in diesem Zimmer tut, einen gewissen Widerstand, so daß es des Erzählens wert wird. Am Ende kann sie dann ebensogut einen Pullover fertiggestrickt haben, wie der Jäger

mitunter sein Traumziel, die begehrte Beute (zuweilen und im Geheimen ist es aber auch bloß das Meer), erreicht.

\*

Selbstverständlich kann sich auch ein Pfeil in so einem beschränkten Raum aufhalten. Aber er fühlt sich dann wie in einem Gefängnis. Er wird an den Wänden entlang gehen, er wird wie die Gefangenen auf Van Goghs in der *Irrenanstalt von St. Remy* nach Doré gemaltem Gemälde beim Mittagsrundgang immer im Kreise gehen. Nicht nur van Gogh drängt es hinaus ins Freie. Erst wenn der Pfeil seinen Pfeilcharakter verliert und nicht mehr zu gerichteten Bewegungen findet, baut er ebenfalls ein Heim, mit anderen Worten, wenn er - in einer extranodalen catullischen Transformation etwa - selbst zur Öffnung geworden ist. Üblicherweise gibt es bei der Konstruktion des Heims eine Art Arbeitsteilung, bei der sowohl Pfeil als auch Öffnung ihren Status halten können: Der Pfeil baut grade Mauern und Wände um das Heim herum, die es sicher machen, die Öffnung macht das Innere bewohnbar. Aber dieser Typ Arbeitsteilung gilt wohl nur für uns Menschen. Der Bau eines Vogelnestes folgt oft ganz anderen Übereinkünften. Sie variieren offenbar auch von Art zu Art auf geradezu gespenstische Weise. Man bedenke die Lebensart des *Kuckucks*. Um in unserer Analyse noch über diesen Punkt hinauszukommen, müssen wir uns über gewisse Grundvorstellungen des Menschlichen verständigen. Aber was ist das Menschliche? Schließlich ist es im Fluß. Es geht also nicht darum, gewisse anthropologische Konstanten festzuzurren, für immer womöglich, sondern sie so weiträumig zu umreißen, daß sie sich auch noch auf Änderungen von Verhaltensmustern aufprojizieren lassen. Da wir unser gegenwärtiges Menschsein kaum begreifen, gelingt es uns vielleicht eher bei längst vergangenem. Und so wollen wir uns im Folgenden eine Weile mit längst Vergangenem auseinandersetzen, von dem wir freilich lebhaftere Erinnerungen haben, schon um unsere zuweilen eigentümlichen Vorstellungen von idealen Verknotungsverläufen, die sich zum Teil gewiß von denen einer Amöbe unterscheiden, besser zu verstehen.

\*\*\*

## F. DER TEPPICH DER PENELOPE - GAIONEN UND ÄONEN

Der Jäger. Es war einmal ein Jäger. Er jagt etwas Kleines. Auf dem Weg sind seine Sinne aufs Höchste gespannt. Zum einen sucht der das kleine Opfer, die minderwertige Öffnung, in die er seinen Pfeil jagen kann. Schon dazu muß man auf Draht sein. Aber noch mehr muß man auf Draht sein vor etwas anderem. Man kann jederzeit in einen Hinterhalt geraten. Überall könnten wilde Tiere lauern. Nicht daß sie es auf ihn abgesehen hätten, aber wenn er ihnen in den Weg gerät, werden sie mit entsetzlichem Gebrüll kämpfen. Löwen, Wölfe, säbelzahnbewehrte Tiger, Bären, Krokodile und nicht zu vergessen die hinterhältigen Schlangen, auf die man mit jedem Tritt treten könnte. Die Kunst des Jägers besteht darin, sie zu vermeiden. Aber um ihnen aus den Weg zu gehen, muß er sie spüren. Muß er feinste Regungen spüren, die feinsten Quirks. Er spürt sie noch feinsinniger als er das von ihm verfolgte Wild spürt, vor allem reagiert er in Blitzeseile, wenn plötzlich etwas hinter ihm auftaucht, oder wenn er auf etwas Lebendiges tritt. Dann gibt es einen Schock, ein blitzartiges Wegrennen, oder blitzartig den großen Kampf. Aber den will er lieber vermeiden, deshalb sind seine Sinne jederzeit aufs Äußerste gespannt. Bei der Jagd auf das kleinste Opfer kann er jederzeit durch blanken Zufall, mehr noch durch Dummheit, an den größten Feind geraten. Oder in einen Hinterhalt. Darauf sind seine (und auch unsere) Reflexe getrimmt. Manchmal begegnet man anderen Jägern, auch sie muß man meiden. Mißtrauische Gesellen, die einander in möglichst mehr als Sichtweite passieren, einander feindliche Schiffe auf hoher See in höchst zerbrechlichen Friedenszeiten.

\*

Natürlich jagt es sich besser in einer *Horde*. Dann muß man nicht mehr so extrem aufpassen. Vor so einer Horde flüchten die gefährlichen Tiere. Mit den Gefährten kann man trinken und Geschichten austauschen. Sie sind wie Brüder. Aber so eine Horde macht viel Krach. So eine Horde ist langsam. So eine Horde braucht viel zu essen. Sie braucht auch viel Bier. Weil die Tiere vor ihr flüchten, kann man nur mit viel Überlegung und auf ganz raffinierte Weise was jagen. Am besten jagt man dann eine ganze Tierhorde, sonst lohnt sich nicht. Denn auch die Tiere sind lieber in Horden. Da brauchen auch sie bei ihrem Fressen nicht soviel aufpassen. Dann mußte man als Jägerhorde so eine Tierhorde einkesseln. Sie in ein Feuer, in einen Abgrund jagen. Aber die Tiere müssen erst einmal gefunden werden. Dazu braucht es Kundschafter. Und als Kundschafter dient wieder der alleinige Jäger. Er entfernt sich für ein paar Tage von der Horde.

Der Jägerkundschafter jagt die Tiere nicht mehr. Er registriert nur, wo sie sind. Er will davon Mitteilung machen. Er muß davon *erzählen*. Er muß davon erzählen *können*. Er muß die *Richtung* angeben, in der die möglichen Opfer sind. Er muß die Entfernung angeben. Er muß die Geographie im Kopf behalten. Er muß den Weg zurück zur wandernden Horde finden, nicht nur den Weg zurück ins Heim. Eine hochkomplizierte Geschichte, dieses Zurückfinden zur Wandernden Horde. Man muß sich verabreden. Der Richtungssinn wird aufs Äußerste strapaziert. Manchmal verpaßt man sich. Dann ist man verloren. Dann muß man ganz allein den Weg nach Hause finden. Dafür ist man zu schlecht mit Vorräten versehen. Denn auf dem Weg nach Haus gibt's nichts zu jagen, weil dort schon alles verjagt ist. Auf dem Weg nach Haus kann man leicht verhungern.

\*

Ganz gefährlich sind andere Horden. Wenn sie einen erwischen, machen sie mit einem, was sie wollen. Wenn man Glück hat, machen sie einen zum Sklaven. Aber bevor sie einen umbringen, wollen sie erst mal wissen, wo man herkommt. Und wo die Horde von einem ist. Damit sie sie überfallen und ihr die Beute abnehmen können, das ist in schlechten Zeiten einfacher als selbst zu jagen. Und sie wollen wissen wo das Zuhause ist. Das können sie dann ein paar Monate, manchmal ein paar Jahre später ganz bösartig überfallen. Dann werden sie zu einer Kriegerhorde. Wenn man eine fremde Horde sieht, muß man schnell davon Mitteilung machen. Dann kann man sich vielleicht selbst mal rasch in so eine Kriegerhorde verwandeln und das Zuhause der Gesichteten überfallen. Während die Männer fort sind, und sich ein paar der Frauen mitnehmen. Davon kann man immer ein paar brauchen.

\*

Auch gewöhnliche Hordenmitglieder können verloren gehen. Auch Angehörige einer Kriegerhorde, selbst höhere Krieger. Dann muß auch so einer zum Kundschafter werden, manchmal zum Jäger, schon um nach Hause zu finden. Er kundschaftet dann nicht mehr die Welt aus, sondern er sucht den Weg nach Hause. Kundschafter zwar nicht ganz wider Willen, doch vor allem aus Not. Odysseus wurde zu einem Kundschafter dieses Typs, allerdings nicht ganz nur aus Not - 20 Jahre war er von zu Hause weg. Erst als Krieger, dann als Herumgeschüttelter und den Weg nach Haus Suchender. Manchmal freilich auch als Luftikus.

\*

Der Weg selbst hebt den Wert der Jagd. Der Widerstand, den der Weg einem entgegensetzt, ist spürbar. Die zur Herstellung einer Erzählung von solchem Weg eines Einzelnen nun einmal nötigen virtuellen Quinks bzw. Antiquinks scheinen eine Art Widerstand des Raums zu repräsentieren, schienen dem Jäger zum Beispiel die Gravitationskraft zu repräsentieren, die einen müde macht, einem jede längere Anstrengung schwer werden läßt. Wenn er Berge überwinden muß, wird selbst das danach Wieder-Hinab zur Qual. So ein Weg scheint von einem permanente Anstrengung, permanente Erregung zu verlangen. Ein großer Raum, in den man sich hineinbewegt braucht ein äußerstes an Kraft, wenn er durchquert werden soll, eine große Wüste, ein Gebirge, ein Urwald, sogar das Meer, überall stemmt sich dem Durchquerer etwas entgegen, was er in Erzählung, in Erfahrung, in Vergangenheit verwandeln muß, es ist hier vorhanden. Hier ist der Durchquerer das Antiwesen, das gegen etwas kaum Sichtbares ankämpfen muß, mit jedem Schritt, gegen die von uns so genannten virtuellen Quinks, die ihm fast fühlbar entgegenströmen in seinem Gehen. Das in seinen Augen Virtuelle beherrscht hier den Raum, ist hier ein ernst zu nehmender Gegner, es ist der Urwald, die Seele des Gebirges, seit Millionen Jahren gewachsen, der Geist der Materie der Vorzeit ist in ihm enthalten. Für das hier Residierende ist er, der Durchquerer, hingegen nur kurzzeitig vorhanden, für das hier Residierende ist der Jäger virtuelles Antiquink, das mit den hier seit Unzeiten residenten Quirks und Quinks zu kämpfen hat, immer deutlicher spürt dies im Verlauf eines ermüdenden Tages wiederum der Jäger - daraus bildet sich die Legende: die Wüste wird durchquert, Australien wird durchquert, die Ozeane werden durchquert, die Pole werden erreicht, die virtuellen Quinks, aus denen die Seele unseres Planeten besteht, verbinden sich mit dem Antiquink des Jägers, um Geschichten zu liefern, *seine Geschichten*, die große Geschichte des Jägers, des Kundschafters, des nach Hause Findenden, nach deren hundertsten Erzählen die Seele unseres Planeten vernichtet ist, weil sie ihr Geheimnis verloren hat. Das Land ist befriedet, dann wird es Ackerland, wird es beschränkt, das Territorium der Frau, auch wenn der Mann formell Herrscher ist. In ihm ist nichts mehr vorhanden, mit dem sich auf alte Art etwas erzählen läßt, es bleiben Aussaat und Ernte, Viehzüchten und -schlachten in einem entleerten Land - in ihm wird der Mensch zum Träger der Quinks, dem sich nun die Leere entgegenstemmt, wo er mit Mühsal jetzt Leere überwinden muß - das Heim seiner Frau ist der Ort seines Kampfs gegen die Leere, der Weg war ein Kampf mit der Fülle. Wenn er jagt, erinnert er sich daran, auch wenn es nur noch die ganz kleine Jagd ist, wens sein muß auf einen Vogel. Das Virtuelle ist Raum, ist Gravitation. --- So zuweilen der Mann.

Aber er hat gar nicht verstanden, was einst geschehen ist, ebenso wenig wie die Frau es tut. Der Feind der Frau ist nämlich *Chronos*, der Krähengott, der Vernichter der Zeit. Sie spürt es in jeder ihrer Zellen: etwas will sie vernichten. Die ihr begegnenden virtuellen Quinks sind Antizeit: *Chrononen*. Es ist die Zeit, die ihre Zellen zerfallen läßt, sie mit jeder Sekunde unfruchtbarer werden läßt. Nun hat sie zwar einen Mann gefunden, endlich, aber jetzt muß sie ihm erst mal Angst einjagen, damit er sich wieder fürchtet vor der äußeren Welt, daß er bei ihr bleibt, daß er ihre Öffnung füllt, daß sie fruchtbar werden kann. Warum ist sie immer so erregt, wenn sie allein ist, gerade wenn sie allein ist - die *Antizeit* macht sie erregt, jeden Tag fühlt sie sich mehr sterben, mehr alt werden; und sie muß ein Kind haben, sie muß ein Heim haben. Sie muß die Leere dieser öd gewordenen Welt füllen. Sie weiß, daß hier etwas Furchtbares geschehen ist, daß eine furchtbare Leere um sie entstanden ist, sie muß einen Garten bauen, in dieser Wüste, zu welcher der Mann diesen Planeten gemacht hat, sie muß der Erde das Leben wiedergeben, aber sie kämpft mit der sie vernichtenden Zeit.

\*

Für Chronos, den Krähengott, ist sie hingegen ein Vorübergehendes. Für ihn ist sie das Virtuelle, nur kurzzeitig Vorhandene. Seine Untertanen leben in goldener Zeit, sie leben von Honig, vergnügen sich mit Frauen, allzeit behend an Beinen und Armen, glücklich und immer vergnügt, fern von Mühen, frei von Not. Sie leben wie Götter, ohne Kummer im Herzen, wie Hesiod schrieb. Chronos verschlingt jedes seiner Kinder, weil es ihn um seine Herrschaft bringen könnten. Für ihn ist die Frau *Rhea*, die Tochter Gaias, seiner Mutter. Jede vorbeidriftende Öffnung kann ihm zu Rhea werden. So eine kann er jederzeit umlegen. Vielleicht ist es ja Gaia selbst, ihm ist es egal. Es lohnt nicht, darüber nachzudenken. Jede ihm Vergnügen bereitende Frau heißt für ihn Rhea. Er schießt seinen Samen in jede Frau, weil es ihm Vergnügen bereitet. Für ihn sind die *Chrononen* Wirklichkeit. Sein Leben besteht aus der Freunde an diesem Ergießen, aus diesem In-etwas-hinein. Aus ihm bestehen auch seine Chrononen, die ihm eigenen Quirks und Quinks. Sie sind die Träger des Glücks. In und aus ihnen lebt er. Die Gefäße, sie mögen kommen und gehen, sie sind keiner Erinnerung wert - wohl sieht er, wie sie in ihren Kammern an etwas basteln, an einem Nest, in dem sie hoffen, daß sie ein Kleines bekommen, wenn sie sich mit ihm einlassen, wenn sie sich mit dem Glück einlassen ... aber sie hoffen vergebens, ihre langsamen Pläne sind für ihn virtuell. Er will jederzeit folgenlos befruchten, er ist die Zeit. Jedes neue Junge wird er verschlingen, denn er ist Chronos, *Saturnus*, ist  $\zeta$ , der

Krähengott, und seine Untertanen leben in Goldener Zeit. Die Frau ist ihnen nur wechselndes, ist vorübergehendes Gefäß, das Weib im Wein-Weib-Gesang. Weil er seinen Vater Uranos einst mit einer Sichel entmannt hat, können die Pflanzen sprießen und unterliegen nicht mehr der Gravitation. Aber sein eigener Sohn wird auch Chronos um seine Herrschaft bringen, der große, der langeweilende Zeus, er wird ihn in den *Tartaros* sperren, die tiefste Unterwelt, bewacht vom *Okeanus*. Das ist die Rache des Uranos  $\Omega$ , die Rache des Himmels, dessen Zeitteilchen das *Aion* ist (und von Gaia in Äonen empfunden wird), die Rache der Gravitation dafür, daß sie nicht mehr allein Leben im Universum erzeugen kann, wenn etwa eine neue Sonne erstrahlt. Zeus vernichtet die Herrschaft des Glücks auf Erden. Aber die Verknotung mit Chronos ( $\zeta \rightarrow \otimes \leftrightarrow O$ ) bestimmt weiterhin das Zeitmaß, nach dem die Frau fühlt.

\*

Manchmal spürt man in der geschlechtlichen Vereinigung die Chrononen des Glücks, in dem es keine Zeit mehr gibt, und wo man plötzlich das Gefühl hat, die Zeit selbst zu spüren, in einem seltsamen, aufeinanderfolgenden Ruckeln. Genau daraus besteht sie, die Zeit. Sie ist nicht meßbar. Wenn die Physiker Zeit messen, dann messen sie zwar etwas dem Nahekommendes, aber sie messen in Bruchteilen der kalten Äonen des Uranos  $\Omega$ , die sie Sekunden nennen. Aus irgendeinem Grund sind sie nicht in der Lage, die von ihnen so genannte Zeit in Momente des Glücks zu zerlegen, sie also zu quanteln, obschon sie inzwischen begriffen haben, daß man es mit Energie und Materie machen muß.

\*

Nein, der Mann, der einst ein Jäger gewesen war, versteht nicht, was ihm geschieht. Er kämpft nicht nur mit der Gravitation obwohl sie ihm lästig ist; er weiß nicht, warum er so erregt ist, wenn er den Raum durchquert, dessen Schönheit ihn gar nicht interessiert, schließlich ist er nicht auf der Jagd. Aber er ist es doch. Nach zumindest einer guten Geschichte. Er denkt die Welt bestünde aus Antiquinks, mit denen er später seine Geschichte erzählen kann. Einst waren es Bäumen Schluchten Abgründe, Dämonen, die er als Jäger, als Kundschafter überwinden mußte, die ihn festhalten wollten, ihn am Weiterbewegen hinderten wie die zaubernde Circe einst den Odysseus. Er meint er sei noch immer Odysseus. Schon als Jäger begriff er nie, daß er hier einen zweiten Feind hat, heute begreift er es noch weniger: Gaia, die Erde, die Summe des Lebens, die Summe auch des vergangenen Lebens, die Summe des lebenden kleinen Lebens, Gras, Büsche, Insekten, kleine Vögel und Blumen; all das, was nicht des Jagens, nicht des Gedenkens wert zu

sein scheint, eine Welt ohne Zeit auf den Leichen der gelebten Vergangenheit, auf kilometerdicken Muschelbänken, kilometerschweren Schlammhängen, einer Geologie gebaut aus zerquetschten Lebensleichen ... denn Gaia kämpft ebenfalls mit der Gravitation, mit Uranos, dem Herrn des Himmels, dem Herrn des Weltraums, der sich zwar mit ihr vermählt, aber seine Kinder unter der Erde wissen will, kilometertief unter der Erde, von Erde begraben. Es ist Gaia, die seit Äonen, seit Jahrtausenden mit der Gravitation kämpft, nicht Odysseus. Für sie war Odysseus in seinem Kampf mit dem Welten-Raum nur einer ihrer myriadenzahligen Vertreter. Gaia will die Welt dick werden lassen, immer dicker, will sie aufquellen lassen, wie jeder Baum sein Inneres aufquellen lassen will, wo zusammengepreßte Kreise schließlich die Jahre seines Wachstums bezeichnen. So daß Flechten ihre Flecken sogar auf unwirtlichem Gestein beim Wehen des Nordwinds auszuweiten vermögen. Und Raupen sich, erwachend, in Schmetterlinge verwandeln. So daß das Ohr das einstige Schweigen der Natur in den Staub einzelner Geräusche zu zerlegen vermag, in Krächzen, in Bläffen, ein blitzschnelles Schwirren im Gras, ein Klatschen im Wasser, ein Getrippel zwischen Erdboden und Steinen, und alles beherrschend, das Zirpen der Grillen. Uranos hingegen preßt das von Gaia Gezeugte zusammen, auf dem Grunde des Okeanos zusammen, um dann den Okeanos selbst zu zerquetschen. Ein entsetzlicher langer zäher in Menschaugen nur virtuell anmutender Kampf, der aber entsetzlich wirklich ist, der mit Gaionen auf Gaias Seite und Aionen auf des Uranus Seite geführt wird.

\*

Gaia summt ihren Gaionen-Gesang, ein vielzähliges Rufen nach Richtung; wenn man so will, ist es Quink-Gesang: Hier bin ich, ja, hier, hört mich jemand? Das zeitlose Zirpen der Grillen bildet darin den Grundklang, ein äußerstes an geordnet gerichteter Leidenschaft wiederum der sich rasch verzehrende Vogelgesang: Laß uns ficken, laß uns ficken, laß uns ficken ... - ist es das, was die Vögel uns singen? Das Maß von Gaias den Augen-Blick, stets den Moment wahrnehmendem Gedächtnis, ist die Eintagsfliege, ansonsten muß sie in anderen Zeiträumen denken, den sogenannten Äonen. Werde ich grade etwa wieder von so einem Jäger (für uns Heutige hat sie nicht einmal Namen) durchquert? Kam ihr wieder wer in die Quere? Schon wieder so ein Jäger: wieder so einer, der sie durchqueren will, ein Zeitpfeil, der sich nur beiläufig verknoten möchte und kaum etwas spürt - ja es war einmal ein Jäger. Auch ihn werden wir uns nehmen. Stellt ihm, meine Geschöpfe, etwas in den Weg, laßt die Zeit, die er trägt, in langsameren Takt vergehen, langsamer, langsam, bis sie sich nicht mehr bewegt, bis er erstarrt, bis er zerfällt, bis er zu einem Teil von uns wird. Laßt ihn die mitgebrachte Nahrung ausscheißen, sie ist willkommen. Solange

er geht, verteilt der Jäger die ihm eigene Zeit auf der Welt. Ohne ihn gäbe es solche Zeit für Gaia nicht. Denn sie ist von vergangener Zeit gefüllter Raum. Indem sie dem Jäger sein bißchen Zeit abnimmt, während er sie durchquert, wehrt sie sich. Denn er glaubt nicht an ihre heitere Schönheit, ans kurzfristige Kommen und Vergehen des Kleinen, die Schönheit der im Wind von der Sonne beschienenen Gräser, er ist das Antiquink. Er ist der Antichrist! Und für sie, für Gaia, ist er das Virtuelle, wegen seiner entsetzlichen, seiner sich beharrlich bewegendem Langsamkeit, aber auch wegen seinem Beharren auf seiner Individualität, an der nichts zirpt, sich nichts rascher Neigung unterwirft, ein rollender Stein, der eine Welle der Erregung durch ihre Gräser und Kreaturen schickt ... ganz aufgeregt macht sie, die kleinen Wesen, sein mürrisch schweigendes Tun, mit dem nichts interagiert, es sei denn der frühzeitige Tod vieler ihrer Kleinen bei jedem Schritt heißt man schon Interaktion. Für Gaia bleibt er virtuell, denn Gaia will nicht erzählen. Aber sein zäher Marsch läßt auch sie Neues erahnen, es spricht von einem neuartigen Typ Zeit. Sein Gang ist nicht der Flug der Eintagsfliege. Nicht das liebenswürdige "Kommt, schwirrt und vergeht", das ihr so lieb, so vertraut ist. In ihrem archaischen Summen und Sirren beginnt sie, indem sie seinen Marsch verfolgt, etwas vom Erzählen zu ahnen. Weil auf der zerfurchten Rinde unserer Erde sich ansonsten zwar alles bewegt, doch nichts sich ändert. Es breitet bloß immergleiche Materie sich aus, etwas Hingelagertes, zu verschiedenen Formen und Dichtegraden Zusammengebautes, das wohl verschiedenste Farbtönungen annimmt, zugleich aber nur eine Schicht auf der Oberfläche unseres Planeten darstellt, in haariger oder gefiederter oder schleimiger Form - mitunter hat es den Anschein, als bewege sich das Haarige oder Gefiederte oder Schleimige, aber es wandeln sich nur die Beziehungen zwischen den Beschaffenheiten innerhalb dieser ringsum gleichmäßig ausgebreiteten Materie. Wir können sagen, daß inmitten all dieser Dinge der Einzige, der sich verändert, der auf seinem Marsch vorankommende Jäger ist, der Kundschafter, der Wanderer ist. Nicht seine äußere Form, nicht die Kleidung, nein, es ist jenes abgesonderte, mit sich selbst beschäftigte Etwas, das sich voller Ungeduld auf Reisen befindet. Er repräsentiert den Zeitpfeil. Ringsum entfallen Zapfen den Zweigen, schwimmen Fische in Bächen, nagen Raupen die Blätter an, aber all diese Bewegung ist bloß ein Trugbild, ist ständiges Hin und Her, gleich dem Wasser der Meereswogen. Unter diesem Wogen strebt der Jäger ins Vorwärts. Unter diesem Wogen repräsentiert er die Zeit. Und auf seinem Marsch spürt er Gaias Gesang: im Gras, das seine Hoden kitzelt, im Matsch, der ihm an den Füßen klebt, virtuelle Quinks, ganz ohne ihn vorhanden. Aus ihnen besteht der Raum, den er durchquert, ganz real haften sie an ihm, von Gaia gesandt - *Gaionen* - und lassen ihn seinen Marsch schwerer werden, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schwerer. Gaias Gesang erregt ihn, aber sie

macht seinen Marsch schwer. Sie singt für ihn in Gaionen, die er als solche indes nicht wahrnimmt, für ihn sind es Phantasiegebilde, er meint, sie entsprängen, entstanden in seiner Phantasie, virtuelle Antiquinks, die sich, kaum wahrnehmbar, kaum wahrgenommen, mit einem verbinden, die wie zäher Leim an ihm kleben, wie Lehm an seinen Füßen kleben ... deshalb benutzt er Schuhe, Lederkleidung, er wird Lederstrumpf - sie singt von der Ursumme. Ihr zeitloses Summen, das Summen aller vergangenen Zeit ... die Summe davon ist der *gefüllte Raum* - heimlich vermählt ist sie ihrem Sohn *Chronos*, dem ungenierten Benutzer jeder Erregung, dem Vernichter der Zeit, sie sammelt die Leichen seines Sieges über den Uranos. Und führt mit ihm ihren äonenlangen Krieg mit ihrem Gatten, dem Himmelsgott Uranos:  $(\Omega \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \Gamma)$

\*

Manchmal spürt man beim Betrachten von Gräsern und Blumen die Gaionen der heiteren, rasch entstehenden, rasch vergehenden Schönheit, in der es keinen Raum gibt, und wo man plötzlich das Gefühl hat, die heitere Schönheit der Welt selbst zu spüren, auf einer frischen Frühlingswiese, einer reifen Sommerwiese, wenn das leuchtende Blau der Kornblumen einen Stich ins violette bekommt, in einem seltsam staunenden, aufeinanderfolgenden Ruckeln nimmt man es wahr, das aus dem Bewegen der eigenen Augen hervorgeht. Aus so etwas besteht die heitere raumfüllende Schönheit, aus so einem Ruckeln. Sie ist vorhanden für einen möglichen Betrachter. Sie ist nicht meßbar. Wenn die Physiker Raum messen, dann messen sie nicht den gefüllten Raum, sie tun so als gäbe es auf Erden den leeren, dessen Metapher die Wüste ist - der ist zwar etwas dem Nahekommendes, aber nicht die Essenz des Erdenraums. Sie messen ihn in Bruchteilen der Lichtjahre des Uranos  $\Omega$ , die sie Meter nennen, aus irgendeinem Grund sind sie nicht in der Lage, den von ihnen so genannten Raum in Schönheit zu quanteln, obschon sie inzwischen begriffen haben, daß man es mit Kraft, Energie und Materie machen muß.

\*

Doch der Feind des Jägers, der wir einst gewesen und zum Teil noch immer sind, ist der Raum. Er kämpft darin um ein Terrain, er kämpft selbst mit den Aionen des Uranus, kämpft auch mit der nichtorganischen Geologie, mit der durch Gravitation bestimmten Geologie des von Kronos seiner Geschlechtlichkeit beraubten Uranos. Berghänge, Schluchten, Alpenpässe, Schnee. Das von ihm abgesicherte Geschlecht des Uranos wurde ins Meer geworfen. Seither hat der weibliche Teil des Lebens vor dem Uranos Ruhe. Aber jeder Mann kämpft mit ihm, kämpft mit der Rotation des Planeten um die Sonne, gegen die dadurch erzeugten zu starken oder zu schwachen

Winde, gegen zu hohe oder zu tiefe Temperaturen, mit zu reißenden oder zu kümmerlichen Flüssen, mit Geröll-Lawinen und Gebirgen, kämpft mit einem elenden Hunger, den nur die Erde befrieden kann. Laß dich auf uns nieder, ruft Gaia ihm auf seinem Marsch zu, laß dich hier nieder, hier gibt es zu essen. Aber er ist mit so einem bißchen Essen nicht zufrieden. Da hätte er gleich zu Hause bleiben können. Da hätte er gleich bei der Mutter bleiben können. Da hätte er auch zu Hause ein Arbeitssklave werden können. Ja, hier könnte man vielleicht eine Herde weiden lassen. Hier könnte man einen Acker draus machen. Hier könnte man ein Bergwerk bauen. Hier könnte man eine schöne Stadt bauen, die nach mir benannt wäre. Nein er will Gaia nicht spüren, von ihr will er nur Brot, ansonsten spürt er Gegnerschaft. Er weiß, daß ihn ein einziger unglücklicher Schnitt einer Muschelschale gefährden kann, daß seine Finger, seine Hand in wenigen Tagen heiß anschwellen können und daß sein Weg dann hier im Nirgendwo zu Ende ist. Dann wird er zu Erde. Er muß vorsichtig sein. Ansonsten spürt er nur die Gegnerschaft des Raums, der sich ihm in den Weg stellt, damit er seinen Weg machen kann. Aber der Weg ist weit. Wo soll ich hier ein Weib hernehmen. Ich will keine Indianerin. Wie krieg ich hier ein Weib hin, die ein Heim baut, das ich mit der Ungeheuerlichkeit meines langen Weges durchbohren und beglücken kann.

\*

Gelegentlich ist das Meer natürlich willkommen, bei mäßigem Rückenwind und als Lieferant von Fischen. Dann wird der Weg einfach, der Weg ins Bekannte, sogar der Weg ins Unbekannte. Dann zupft Gaia nicht so deutlich an den Füßen. Der Seemann ist barfuß. Der Weg ist sauberer, ist männlicher. Nicht so bei Flaute, weil man dann schnell verdurstet. Und schon gar nicht bei Sturm. Aber überall lockt Sirenengesang, laß dich hier nieder, komm zu uns und werde zu Erde.

\*

Am Ende allen Weges steht *Sisyphos*. Und Camus schockierend schmeckende Behauptung, dieser zu einem neuen Weg nicht mehr Fähige wäre ein Glücklicher. Nicht ganz ohne Belang für solches Glück ist natürlich die Natur des Steines, den Sisyphos auf den Berg rollt - darf er selbst den Stein auswählen, so ist das ihm bescherte Glück beinahe selbstverständlich - jede Mutter wird ihr Kind jederzeit jeden Berg hinauftragen und glücklich sein. Das Problem mit dem Glück ist also nicht so sehr, einen geeigneten Berg zu finden - unsere Welt wimmelt davon - sondern den zu uns passenden Stein. Und wenn man sich die Mühle, die man dreht, aus freien Willen

aussucht, warum sollte dann nicht selbst ein Samson glücklich sein. Wären da nicht die Weiber mit ihrem ewigen Jammern ...

\*

Die äonenlange Verknotung Gaias mit Uranos ( $\Omega \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \Gamma$ ) bestimmt das von der Erde gefühlte Zeitmaß, bestimmt das kleine Leben, aus dem das große, das unsrige hervorging. Die Reflexe der Großen sind die Reflexe der Kleinen. Die Kleinen waren die Entdecker, wir sind nur schmarotzende Nutznießer, von ihnen haben wir unsere Quirks und Quinks, von den Reflexen der winzigsten unter den Kleinen, Resultat einer milliardenjahrelangen Auseinandersetzung mit Uranos - und nur weil er Licht bescherte, weil er auf Erden eine ganz spezielle Form von Materie bescherte. Seither wird um Licht und feinste Spuren Materie (die mit Energiegewinn in irgendeinem Prozeß einbaubar sein könnten) auf jedem Quadratcentimeter Erde auf Leben und Tod gekämpft. Mit raffiniertesten Strukturen, die sich kein Mensch ausdenken könnte, so raffiniert sind sie. Schon zu sagen, das von Menschen Denkbare, das von Menschen anderen Menschen Antubare, ihre Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten, ihre Machenschaften kämen an Komplexität nur in die Nähe des brutalen Raffinements, in dem sich das kleinste Leben in seiner Vielfalt fortpflanzt und vermehrt, ist eine Vermessenheit. Die uns so erschütternden Verbrechen, die Signatur unseres Jahrhunderts, anhand derer wir unsere Moral jetzt so bequem aufplustern können, sind eine Lappalie angesichts dessen, was sich die Lebewesen in der sogenannten Natur angetan haben und weiterhin antun. Wir können den Gesang Gaias nur staunend bewundern, in seinen Myriaden von Ausdrücken und Erfindungen. Weiß der Teufel wieviel Prinzipien dahinterstehen. *Survival of the fittest - lächerlich!* Nie wird aus so einem plumpen Prinzip eine fragilste gedrechselte DNS. Diese Prinzipien sind Resultat des schon mehrere Milliarden von Jahren währenden Kampfes zwischen Gaia und Uranos - schon seit Urzeiten ließen sich mit Gaionen und Aionen Narronen bilden, nur konnte keiner sie mitteilen. Und zuhören wollten noch weniger, nur aus dem Leichenmaterial der Gestorbenen läßt sich einiges schließen. Inzwischen haben sich aus organisch erzeugtem Material sogar Gebirge aufgetürmt. Der höchste Berg der Welt, woraus besteht er, ist es noch Ergussgestein? Oder bereits ein organisch verformtes, organisch sogar bedingtes Sediment? Auf dem Mars ist es gewiß nur ein dummer Vulkan.

\*

Aber die Materie selbst schien schon unseren Quinks ähnliche Reflexe zu besitzen. Wenn sie aufschmolz, wenn sie erstarrte, wenn Ähnliches sich mit Ähnlichem verband, sich von anderem wiederum absonderte, unter unwahrscheinlich hohen Drücken; entartete Elektronen, die sich auf schrägste Weise kombinierten und zu feinsten Oberflächenkräften wurden, gaben dem Richtung, sorgten für Versammlung, Gold und Silber formten sich in Adern, es formten sich absonderliche Basaltgänge; sehr seltsam, wie sich da Gleiches zu Gleichem gesellte und den Beginn unserer heutigen Individualitäten bildete. Und schon die Planeten sind offenbar solche Versammlungen von annähernd Gleichem, jeder von ihnen scheint eine ganz spezielle Zusammensetzung zu haben, verfügt, wenn man so will, über eine ganz eigene Seele, die mit der Gravitation kämpft, der sie den Zusammenhalt verdankt. Sehr seltsam das, auch daß das alles aus einer entsetzlichen Explosion hervorging, die das doch alles zerstreuen wollte - wieso blieb es zusammen, nach jener gewöhnlich Supernova genannten Katastrophe, der die chemischen Elemente entstammen und deren Reste von unserer Sonne gesammelt wurden. Schon da gab es offenbar Vorformen unserer Reflexe, gibt es Richtung von Dingen, die zusammenwollten, die mathematisch zu beschreiben uns freilich bislang nicht gelingt. Derartiges gibt es bislang nur als Märchen, als eines dieser wissenschaftlichen Märchen, eine Versammlung von plausibel klingenden Worten und damit zusammenhängenden Prinzipien, immer noch reinste Mythologie, gestützt durch ein paar lächerliche Computersimulationen, mit denen man, bei schon minimaler Veränderung der Eingangsparameter, alles und jedes beweisen kann.

\*

Für das kleine Leben ist der Wanderer gleichgültiger Gott. Für Uranos, für die Geologie, ist er dagegen kaum mehr als das kleine Leben. Aionen gegen Chrononen - seit langem heißt so die Schicksalsschlacht auf dieser Erde. Ein einziger riesiger Meteor kann sie entscheiden. Diese Erkenntnis ist nicht amüsan. Sie wird für die nächsten Zehntausend Jahre Gültigkeit haben. Und jederzeit kann eine winzige Fluktuation in der Energieproduktion der Sonne, die zu unvorhersehbaren Instabilitäten führt, einer Art roten Fleck wie beim Jupiter, eine ebensolche fundamentale Katastrophe ohne Rettungsmöglichkeit auslösen. Das ist noch weniger amüsan. Da gibt es überhaupt keine Rettung. Jetzt nicht und in einer Million Jahre nicht. Denn dann beginnt vor dem todsicheren Ende eine ungeheuerliche Zeit der Qualen. Aber auch jetzt kann hier auf Erden für den einzelnen Mann jederzeit der große Zweikampf mit Uranos entstehen, dann ist der Mann plötzlich auf Seiten Gaias, da ist er das Quink, das mit dem Aion kämpft. Für Uranos ist er freilich die minimalste Jagd, auch der stärkste Mann ist ihm bloß Opfer, kleiner als die

kleinste Null, die negativste Zehnerpotenz, kleiner sogar noch als das kleinste Leben, weil sich dieses gefährlich summiert und an allem nagt - der Mensch dagegen ein Staubkorn, ein Nichts. Nur in Zehnerpotenzen auftretend wäre er bemerkenswertes Wild. Aber Uranos - ist nur der lokale Himmel, beherrscht von der Sonne. Er ist selbst nur ein Zwerg. Der Gegner dahinter ist der *Kosmos*. Aus ihm kommen die Äonen. Andererseits gibt es das Leben schon erstaunlich lange. Man kann es gar nicht glauben.

\*

Zeus, so die Griechen, ist die Rache des Uranos, weil er seinen kinderverschlingenden Vater Kronos und seine Verbündeten ins Innere der Erde verdammt - von wo er aber einmal im Jahr, so später die Römer, zum Vorschein kommt, bei den Saturnalien im Dezember, wo der dann einsetzende Krach des Reich und Arm gleichmachenden Karnevals nichts weinselig Dionysisches an sich hat. Zeus drängts zu Apoll, zum Haupt, zum erhobenen Kopf, mit gelegentlich einer männlichen Schwäche. Die summende, die summierende Fruchtbarkeit ist ihm fremd. Er hält sie für besiegt. Er täuscht sich. Und wie er sich täuscht.

\*

Gaia ist das Fruchtbare, das die Welt einst füllte. Und Kronos, obwohl begraben im Tartaros, dringt durch all ihre Fugen, obschon laut Hesiod ein Amboß neun Tage fallen muß, um zum Tartaros durchzudringen. Bestände die Materie der Erde aus einer Art Vakuum, bräuchte er freilich, wie wir heute wissen, nur 1000 Sekunden. Aber die Erde besteht nicht aus Vakuum: wird ein Amboß in wirkliche Erde geschleudert, ist er nach neun Tagen erst ein paar Zentimeter tiefer gesackt als nach dem ersten Eindringen. Und seine Bestandteile können sich jederzeit mit der Oberfläche vermählen. Aber schon da ist er den plumpen Augen des Uranos bereits verborgen. Varro vermutet, daß sich die Saturnsage auf die Samen bezieht, die in die Erde, aus der sie entsprossen sind, zurückfallen.

\*

Die Frau gibt dem Kind neue Zeit, ihre Kinder werden erneut zu Gefäß und Jäger. Das Universum, der um das Privileg seiner Fruchtbarkeit gebrachte Uranos, wendet sich entsetzt ab. Alle Welten sollen vor dieser Erde, auf der dieses geschieht, fliehen, damit sie dieses Wunders nicht gewahr werden sollen. Schönheit und Glück sind im Universum allein. Das All explodiert nicht - es flieht vor dem Glück!

\*

Wieso ist er auf seiner Wanderung, seinem Weg (ach, wir reden von längst vergangener Zeit), die ganze Zeit so erregt? Wieso fühlt er sich so erregt? Wenn er jetzt eine Frau sehen würde, würde er sich auf der Stelle vergessen. Seine Erektion wird immer gewaltiger, es ist als ob irgendjemand dauern an ihr reibt. Mit jedem Meter den er weiter geht, wird sein Phallus größer, obwohl er immer müder wird. Es ist ein gewaltiger Phallus, der durch sein Reiben am von ihm so genannten Raum entsteht. Aber er reibt sich an den Gaionen, denen er durch seinen Phallus widersteht. Er will ihn für sie nicht entladen, sie sind seiner nicht würdig, er spart sich das auf, damit wird er den Feind durchdringen, oder eine wirklich Frau, vielleicht auch sich selbst.

\*

Und wieso ist sie beim Herummachen in ihrem Heim so erregt (und jetzt reden wir auch von der Gegenwart), warum ist sie auf so andere Weise erregt, obwohl sie immer älter wird. Wenn jetzt ein Mann in ihr Zimmer käme, könnte sie sich glatt vergessen. Sie gebärt wenn nicht ein Kind, so doch allmählich den immer stärker werdenden Wunsch nach dem Kind. Weil sie dem Werben von Kronos widersteht und sie an den Wänden ihres Zimmers sich reibt. Sie will sich nicht für jede kleine Regung entladen, sie ist was besseres. Es ist ein gewaltiges Verlangen, das so durch dauerndes Reiben entsteht, sie reibt sich an den Chrononen, denen sie in ihrem Kinderwunsch widersteht.

\*

Abends ist er dann doch müde. Während seines Reisens altert er, altert Odysseus nicht. Während er reist, erigiert er, dann altert man nicht, da fühlt man sich lebendig. Aber abends wird er schlaff. Jetzt kann auch er dem Einschlag der Chrononen nicht widerstehen und gerät in eine kleine, sich auf eine kleine Lokalität beschränkende Geschäftigkeit. Er baut sich ein Lager, in dem er sich zu verhalten sucht, wie die Frau in ihrem Heim. Auch heute tut er das noch. Er kocht sich eine Suppe. Bekümmert betrachtet er die Kümmerlichkeit seines Lagers. Er spürt, wie er älter wird. Er denkt an sein Daheim, an die Frau, wenn er schon eine hat oder gehabt hat, sonst ist es die Mutter, selten die Schwester. Er verwandelt sie in eine anbetungswürdige Göttin, die seinem Drängen gegenüber gleichgültig ist. Jetzt dringt die Versuchung des Chronos auch in ihn ein. Es gelingt ihm die gleichgültige Göttin zu verführen. Er masturbiert, er schläft. Er träumt wieder vom Fliegen. Morgen wird er weiterwandern. Aber am nächsten Morgen ist er noch erregter. Er

hat sich selbst befruchtet. Die Weiber auf dem Weg müssen sich vor ihm in Acht nehmen. Wenn jetzt eine käme, müßte er sich vor sich selbst in Acht nehmen. Immerhin kann er wieder weiterwandern. Manchmal gelingt ihm aber nicht, das Ziel erreichen. Dann muß er umkehren. Dann kommt die Müdigkeit. Jetzt spürt er das Altern. Wenn er ohne Beute zu Hause ankommt, ist er alt.

\*

Wenn sie ein Kind hat, wird es anders. Dann hat sie das Kind. Manchmal vernachlässigt sie dann das Heim. Aber spätestens wenn das Kind nicht mehr nuckelt, will sie ein neues. Will sie ein zweites Kind vom Jäger. Ein drittes Kind vom Krieger. Ein viertes Kind vom Herrn der Herde. Ein fünftes Kind vom Bauern. Ein sechstes Kind vom Dörfler. Ein siebentes Kind vom Händler, vom Städter. Ein achttes Kind vom Staatsbürger. Aber manchmal bekommt sie das zweite und dritte Kind nicht. Weil der Jäger, weil der Krieger, der Kundschafter nicht nach Hause kommt. Dann ist sie eine Witwe. Wie *Penelope*. Dann erzieht sie ihren Sohn, erzieht sie *Telemachos*. Dann webt sie einen *Teppich*. Sie will Witwe bleiben, bis ihr Telemachos erwachsen ist. Solange webt sie an ihrem Teppich. Siebzehn Jahre lang. Der Größe des Teppich ist das Maß für das Erwachsenwerden des Kindes. Das Maß für das Älterwerden der Frau. Jede Masche besteht aus einem Chronon des Chronos, dem sie sich nicht im Vergnügen hingeeben hat. Stattdessen weint sie. Sie hat all ihre Tränen, jede Sekunde ihrer Tränen in diesem Teppich versammelt. In bunten, lockenden Farben. In verwirrenden wiederkehrenden Mustern. Sie hat sie zivilisiert. Das ist der wirkliche Teppich der Penelope, der von der Farbe der bunten Enten, die ihre Namenswurzel "πηνελοψ" bilden. Aber er ist fertig, als Telemachos die siebzehn erreicht. Der Teppich, an dem sie die nächsten drei Jahre webt, ist nur eine Täuschung für ihre Freier. Nachts trennt sie davon auf, was sie tagsüber geknüpft hat. Sie behauptet, es wäre das Leichentuch für Laertes, den fürs Sterben bald fälligen Vater des Odysseus (manche Dichter behaupten Sisyphos, der Gründer Korinths und einer der ersten bezeugten Benutzer der Schrift, wäre sein wahrer Vater). Aber es ist eine Täuschung. Es ist das an Farben arme Leichentuch für ihren Ehemann. Das Leichentuch des Odysseus. Die letzten drei der versprochenen zwanzig Jahre zu warten, ist schwer. Nachts wird sie unter Tränen schwach. Manche sagen, sie hätte heimlich mit jedem ihrer Freier geschlafen und daß deren Samengemisch dann der zügellose Gott *Pan* entsprungen wäre. Die vielen Tränen, die sie laut Odyssee tagsüber weint, wären dann Tränen der Reue. Aber auch dieser Teppich, obwohl sie ihn nachts immer wieder auftrennt, wird fertig. Sie wird es Odysseus nicht verzeihen. Wenn er zurückkommt muß er beweisen, daß er es wert war. Nicht nur ein Garn

erzählen. Die Odyssee ist zuletzt die Geschichte der Penelope. Am Ende muß der Luftikus beweisen, daß er es wert war, daß sie auf ihn wartete, daß sie mit jedem der Freier schlief. Er muß sie alle umbringen. Und dazu alle ihre mit ihnen verbandelten verräterischen Mägde, die nicht nur für alle Frauen stehen, mit den er geschlafen hat, auch für die Mägdelein, mit denen er noch schlafen könnte. Mögen sie fortan an einer Leine zappeln.

\*

Aber der bunte Teppich ist noch weitaus mehr. In der Zeit, in der sie ihn knüpft, lebt sie mit Telemachos, verknötet sie sich mit Telamachos, auch als er schon längst nicht mehr an ihrer Brust nuckelt. Sie erzieht ihn, sorgt für ihn, macht ihn schön, sie macht ihn prachtvoll, stattet ihn mit den Farben der Enten aus. Sie macht ihn schöner als alle anderen Kinder, sie macht ihn besser als alle anderen. Und alles in ihren vier Wänden. Das ist ihr Interaktionsfeld. Im geschlossenen Raum geschehen Wunder. Sie macht ihn zum Prinzen. Macht ihn zu einem Gottähnlichen. In ihren Augen ist er ein Gott. Macht ihn zu einem sich Langeweilenden. Macht ihn zum Gott. Odysseus ist noch nicht zurück, als der Teppich fertig ist. Jetzt darf sie wieder heiraten. Jetzt will sie wieder heiraten. Irgend so einen. Jetzt kann ihr Odysseus gestohlen bleiben. Telemachos ist bereits ein Gott. Wenn er geht, wird sie den großen bunten Teppich, an dem sie siebzehn Jahre gearbeitet hat, um seine Schultern legen, den bunten Mantel eines Gottes. Gewirkt aus den Chrononen des Chronos.

\*

Der *Teppich der Penelope*. Als Odysseus von ihm vernimmt, weiß er, daß er die Freier töten muß, obwohl sie ihm ganz und gar gleichgültig sind. Die Größe des Teppichs, das Ausmaß der Tränen, aus denen er gewirkt ist, macht ihm klar, wie lang seine Reise gewesen ist. Er selbst ist dabei nicht gealtert. Aber seine Frau ist es. Um diesen an Farben armen Teppich. Welcher zusammen mit dem großen bunten der Größe seines Sohns entspricht. Er weiß, sie wird es ihm nie verzeihen. Aber er kann nicht mehr weiter reisen. Er ist jetzt zu Hause. In diesem verdammten Ithaka, der elendsten aller griechischen Inseln. Fast schon am Weltenende hätte er gesagt, bevor er auf seiner Reise erfahren hatte, daß die Welt sehr, sehr weit ist. Er bringt die Freier um, damit Penelope es sieht. Damit Sinn macht, daß sie solange gewartet hat. Dann hätte ihr verfrühtes Einlenken sie nämlich zur Witwe gemacht. Ha, ha, ha! Aber es ist kein großer, es ist ein minderwertiger Sieg. Sie sind nicht mehr jung. Es ist nicht der echte Sieg, nicht der Sieg der Jungen gegen ein jegliches Alte. Es ist nicht einmal der Sieg der müden Kämpfer gegen das junge

Böse. Er, Odysseus selbst, war vor und nach Troia um vieles bösartiger. So bösartig, daß sogar die Ilias voll beißender Ironie im Umgang mit ihren Helden ist. Sein letzter Sieg ist ein Sieg gegen Feiglinge, die aus Bequemlichkeit reich heiraten wollten, ein für die Welt ganz sinnloser, belangloser Sieg. Nach seinem Sieg über die Freier und dem Mord an den mit ihnen verhandelten verführerischen Mägden ist Odysseus alt. Seine Suche ist zu Ende. Jetzt wird er nicht einmal mehr so eine Magd verführen. Das Individuum, das er geworden war, das er gewesen ist, das sich selbst verantwortlich gewesen ist, ist begraben. Sein rotes Haar ist dünn und grau. Ab und an erzählt er Teile seiner Geschichte. Vielleicht wird jemand sie weitererzählen. Jetzt ist er nur noch ein kleiner, ein mieser Chef, wie es viele kleine miese Chefs gibt, überall auf der Welt. Wie es sie immer gegeben hat, wie es sie immer geben wird. Irgendein halblegitimer Sohn wird ihn überraschend erschlagen. Am Rande wieder der Welt. Der am Rand der Welt bleiben wird, wenn niemand seine Geschichte erzählt. Aber er hat sein Heim. Und Penelope gibt hoffentlich Ruhe. Auch sie ahnt, daß sie in eine Geschichte verwickelt ist, welche ihrer beider wirkliche Größe übersteigt. Es macht sie nicht glücklich. Telemachos ist auf und davon. Ein sich langweilender, ein gleichgültiger Gott, dessen Abenteuer niemanden interessieren. Manche sagen, er hat *Kirke* geheiratet, einst die Geliebte seines Vaters.

\*

Was für die Frau die Kinder sind, was der Teppich ist, ist für ihn, der einst Jäger und Kundschafter war, die lange Reise, ist die Spur, die er hinterläßt, ist der Bericht seiner Reise, sind die Meilensteine, die er auf einem neuen Weg gesetzt hat, ist der Weg selbst. Von ihm benannte Inseln, die *Bering-Straße*, die *Magbellan-Straße*. Aber auch das ist vorbei. Bei Seewegen erhielt sich der Name, bei Landwegen wichen sie der jeden entdeckten Weg vernichtenden Zivilisation. Nur die Namen der Gebirgspässe blieben, *Grimsehl*, *Brenner*, *Furka* - sind sie nach ihren Entdeckern benannt? Kaum. Eher nach dem in der Nähe liegenden höchsten Berg, der einer Stammesgemeinschaft als Totem diente. Auch diese Namen uralt, wie die unserer Flüsse. *Vistula*, die Weichsel: von keinem römischen Soldaten gesehen und doch in jedem römischen Geographiebuch vorhanden. Kaufleute haben davon berichtet. *Flumen Albis*, die Elbe. Kommt nicht vom lateinischen *albus* - weiß. Nicht vom "*albus an ater*" des Catull, mit dem er seine Gleichgültigkeit gegenüber dem Caesar ausdrücken wollte. Ist mir ganz egal, ob du weiß oder schwarz bist. Und der Elbe ist Caesar noch gleichgültiger. Sie hatte ihren Namen bereits, bevor die Germanen kamen. Aber der Jäger, der Kundschafter, verfügt über mehr als nur einen Namen, er verfügt über eine Geschichte. Über seine Geschichte, die ihm allein eigene Geschichte von

seinem Weg. In ihr entdeckt er seine Individualität. Die Suche ist eine Suche nach sich selbst. Ich war klein, jetzt bin ich groß. Ich war dumm, jetzt bin ich schlauer. Ich war Odysseus. Ich war Pytheas aus Massalia, ich war Al-Idrisi aus Tanger. War Ibn Battuta, Marco Polo und der christustragende Colon, war Stanley und Livingstone, Amundsen und am Ende der lächerliche Scott. Aber die mit der Geographie Verbundenen bilden ja nur den Sonderfall. Erstaunlich viele waren erst klein, dann wurden sie groß und wollen ganz gern, daß das erzählt wird; wenn sie es nicht selber können oder wollen. In wohlgefügt jedem verständlichen Narron. Ich war da, und da hab ich was gemacht, und da kam einer, dem hat das nicht gepaßt, ich aber ---- ja, ja.

\*

Manchmal geht sie auf die ganz kleine Jagd. Sie geht zum Markt, kauft Sachen für Heim und Küche, bestaunt Kindersachen, das ist ihr kleiner Weg, wenn sie ein Heim aufbaut. Oder wenn sie eins aufrecht erhält, wenn sie einen Teppich für einen Prinzen knüpft. Der Teppich ist Windel, ist Strumpf, ist Laken, ist Vorhang, ist Tischtuch, ist Decke. Gewebt vom Webstuhl der Pallas Athene. So wie sein Lager das kümmerliche Heim des Mannes auf dem Weg ist. Die überladene Studierstube mit der vergammelten Couch, der Aufenthalt des Gelehrten, wenn er nicht im Heim ist. Das Feldlager des Feldherrn, das römische *castrum*, wenn er nicht in seinem Palast ist. In seinem Palast überläßt er nur einen Flügel des Gebäudes seiner Königin. Die Kapitänskabine, in der abends das Bordbuch, ein bißchen das Äquivalent so eines Teppichs, geschrieben wird. Bei seinem Schreiben vergeht die frühe Nacht. Manchmal schreiben auch Frauen an einem Tagebuch, mehr tun es freilich junge Mädchen. Manchmal hängt in so einer Studierstube ein richtiger Teppich an der Wand. Manchmal ein Bild, das von einer Reise spricht. Abends treffen die Chrononen des Chronos auch die Frau härter, dann liegt sie im Bett und träumt vom Fallen. Manchmal masturbiert auch sie. Wenn der Mann da wär, wärs schöner.

\*

Ein neues Kind

oder

ein Prinz

oder

ein Gott

oder

ein Teppich!

Penelope ...

\*

Er ist der Pfeil, der sich im Flug verzehrt. Er träumt nicht vom Fliegen, er fliegt! Sie ist das Gefäß der Zeit, worin sich alles versenkt. Sie träumt nicht vom Fallen, sie fällt!

\*

Das waren die alten Zeiten - Sie waren nicht gut. Jetzt gibt es die Langeweile, jedermann will jetzt nach Laune Männchen oder auch Weibchen sein, in prachtvollen Kleidern, nicht Mann mehr, nicht Maus und nicht Weib.

\*\*\*

## G. DER GROSSE SIEG

Der echte Sieg - der Sieg der Jungen gegen jegliches Alte. Dagegen der Sieg der müden Kämpfer gegen das Junge Böse. Wie die Geschichte des Jägers ist auch die Geschichte des individuellen Siegers inzwischen im Grunde Vergangenheit. Dennoch aber ist uns ihr Gefühl auf so fundamentale Weise vertraut (wenn nicht täglich, so doch bei entscheidenden Änderungen unseres Lebensweges, wenn nicht in Form eines triumphierenden Sieges, so doch in Form einer deutlich gefühlten Niederlage), daß dagegen die Geschichte des Jägers die meiste Zeit blaß wirkt.

\*

Der Sieg des Odysseus über die Freier ist ein minderwertiger Sieg. Sein Sieg über die Kirke dagegen ein großer, wenn auch kein echter. Er genießt es, den Körper seiner Feindin zu besitzen. Aber er hat dabei keine Perspektive. Sein Sieg entspricht nicht den Regeln einer glücklichen Verheiratung. Er ist nur Ausdruck von Schlauheit. Es gibt einen Mythos, wonach er vom Sohn, den ihm Kirke gebar, erschlagen wird, von Telegonos - dem "in der Ferne Geborenen", dem eigenen Sohn. Aus Versehen - vielleicht ist das der beste Ausdruck für die Unzulänglichkeit seines Sieges über die Zauberin.

\*

Der Kampf des Mannes gegen Uranos, gegen die Gravitation. Gegen die Hitze, gegen die Kälte, gegen die Geologie, gegen den Mount Everest, gegen Erdbeben, gegen die Aionen des Uranos. Gegen das Universum, verbrüdet mit Gaia und Chronos.

\*

Der echte Sieg stachelt unsere Phantasie zu einem äußersten an. Die Vorfreude des Zuschauers auf einen echten Kampf. Am besten, am bequemsten wärs heutzutage natürlich im Stadion.

\*

Der archaische Zweikampf endet im Tod oder einer entscheidenden Verkrüppelung des Unterlegenen, in einer homerischen Transformation:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \rightleftharpoons \tau)$$

Oft geht es bei derartigen Zweikämpfen um die Verteidigung oder den Besitz eines Territorium, so daß Sieger und Besiegter in einem Stasisquink  $\uparrow \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons \tau$  miteinander ausharren müssen, bis das Tote verscharrt ist. Der letzte Sieg des Odysseus war ein derartiger Sieg. Geht es den Siegern dagegen nur um Beute oder um das Gewinnen selbst (all dies ist ferne Vergangenheit), werden sie wie die Griechen nach dem Troianischen Krieg mit ihrer Beute oder dem Ruhm eines Sieges im Gepäck in einem schwachen Trennungsquink  $\uparrow \leftarrow \oplus \rightleftharpoons \tau$  vom Ort der Auseinandersetzung abziehen.

\*

Manchmal erreicht der Unterlegene vor dem Tod den  $\pi$ -Zustand eines Apathischen, dann gibt einem der Sieger in der Belletristik (im wirklichen Leben begegnet uns derartiges natürlich nur noch als, freilich massiv vorhandenes, Gefühl) nicht selten den sogenannten Gnadenstoß:

$$(\uparrow \otimes \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \rightleftharpoons \pi) \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightleftharpoons \tau)$$

Wir erwähnten aber schon, daß sich an der Behandlung eines Wehrlosen die Begriffe Gut und Böse am leichtesten darstellen lassen. Da unserem Moralempfinden die Tötung eines Wehrlosen nicht gefällt, beobachtet man häufig, z.B. in Filmen, daß sich der Unterlegene, falls es sich bei ihm um das apathisch gewordene Böse handelt, selber den Gnadenstoß gibt. Nur der Böse darf, muß sich sogar in einem heroischen Zweikampf auf archaische, auf mitleidlose Weise verhalten. Hier spricht noch immer der Heilige Augustinus, der einem Christen den Selbstmord verbietet. Der heroische Zweikampf auf den Tod bietet unserem Empfinden freilich ohnehin keine zugebbare Genugtuung mehr, wenn er sich irgendwie vermeiden läßt. Als existentieller Selbstzweck ist er indiskutabel geworden. Derlei wollen wir nur noch im Sport nachempfinden, als Geste an Vergangenes. Daher werden von den an einem solchen Zweikampf Beteiligten in belletristische Darstellungen manichäische Positionen vertreten, infolge welcher dann das Gute gegen das Böse kämpft, *weil es sich wehren muß*. Und es kommt zu einer heroischen Auseinandersetzung, in der das Böse am Ende unterliegt. Weil es sich beim Unterlegenen um ein unbestreitbar Böses handelt (sonst wäre es nicht zum Kampf gekommen), öffnet unser ästhetisches Gefühl dem im heroischen Zweikampf Unterlegenen nicht einmal mehr die Gnade, sein absurdes Empfinden angesichts der Niederlage existentiell auszukosten. Oidipus kommt

heutzutage nicht mehr nach Kolonos. Nur noch die gleichgültig Mitgelaufenen tun es. Aber sie tun es ohne jedes Schuldgefühl. Zum Teil sogar bloß aus Langeweile.

\*

Selten nur kommt der große Kampf von allein zustande. Die Menschen sind vorsichtig. Schon früher waren sie es. Man sammelt Verbündete. Man trainiert im Geheimen. Man versucht, jemanden zu überraschen, versucht listenreicher als Odysseus zu sein. Meist fühlt einer sich in die Ecke gedrängt, bevor er es zum Kampf kommen läßt. Selbst wenn man stark ist, kann man dabei entscheidend geschwächt werden. Es gibt ja immer noch andere Gegner, die nur drauf warten über einen herzufallen.

\*

Oder der zum Kampf Gedrängte wird vorher zäh verfolgt. Oft wie das wehrlose Opfer der kleinen, der konventionellen Verfolgung, obwohl er vielleicht sogar der stärkere ist. Alles was für die hohe Jagd gilt, gilt auch für die große Verfolgung  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow$ . Jedenfalls auf Seiten des Jägers. Nur ist sie gefährlicher. Daher gibt es sie nur noch in der Belletristik. Vielleicht hat es sie sogar immer nur dort gegeben. Denn es gibt ja den gefährlichen Gejagten. Der jederzeit einen bösen Hinterhalt legen könnte. Und einen plötzlich selbst jagen könnte. Manchmal jagt man nur aus Pathos. Wie ein kläffender Hund, will man einen abziehenden Starken belästigen. Blücher setzt Napoleon nach. Der Weg scheint das Ziel zu sein. Aber eines Tages ...

\*

Das Epos schenkt uns einen langen Weg bevor es zum Sieg kommt.

\*

Dennoch ist die direkte große Verfolgung  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow$  nicht auf gleiche Weise zivilisationsbildend wie es die starke heterosexuelle Verfolgung  $\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O$  als Basis der *ars amatoria* sein kann. Der topologische Grund mag darin liegen, daß es nach einem zuende geführten Kampf kein danach mit dem Unterlegenen gibt. Er verschwindet aus der Zukunftsgleichung. Der Kampf wird sogar ganz belanglos wenn sich der Flihende zu schwach fühlt um sich richtig zu wehren, die große Verfolgung

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow \uparrow \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \leftrightarrow \tau)$$

ist dann nur eine Variante der kleinen, durch die sie eigentlich ersetzt werden müßte:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \circ \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow \circ \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \rightarrow \circ) \Rightarrow (\uparrow \otimes \circ) \Rightarrow (\uparrow \otimes \rightleftharpoons \tau)$$

Sie hat dann auch alle moralischen Implikationen dieses der Vergewaltigung ähnelnden Geschehensverlaufes. Soll der großen Verfolgung also überhaupt ein eigener Stellenwert innewohnen, muß sich der Verfolgte dem heroischen Kampf auch in heroischer Pose stellen:

$$\uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow \uparrow \Rightarrow \dots \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightleftharpoons \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow \uparrow$$

die dann den Beginn des eigentlichen Kampfes einläutet, in dessen Verlauf, ist es ein großer Kampf, sich das Gefühl Sieger und Besiegter zu sein auf beiden Seiten in einer Maximalzahl von catullischen Transformationen abwechseln müssen, bis schließlich einer der Kontrahenden in der Verknotung in den Pathos- bzw. den Tautzustand übergeht. Diese Einsicht in die beschränkte Bedeutung der großen Verfolgung beschert uns die Schlichtheit der universellen Siegesformel:

$\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow \Rightarrow (\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \uparrow)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow \otimes \rightleftharpoons \pi) \Rightarrow (\uparrow \otimes \rightleftharpoons \tau)$
---

Der lange Weg, den uns das Epos zu beschenken hat (längst ist er Vergangenheit), liegt also häufig weniger im direkten räumlichen Verfolgen des Gegners, als in der Vielgestalt und der Länge des Kampfes selbst sowie in der Länge und in dem Ausmaß der Vorbereitungen. Letztere können unter Umständen sehr wohl zivilisationsbringend sein - man denke an den Aufbruch der Griechen gegen Troia - sind allerdings in unserem Formalismus, da sie auf verstreut stattfindenden Ereignissen beruhen, die man als Betrachter addieren muß, nicht recht zu fassen - erst beim entscheidenden Aufmarsch direkt vor dem Kampf werden sie sichtbar.

\*

Es gibt aber auch Zweikämpfe, die nicht in einer homerischen Transformation enden, nicht mit dem Tod oder der Verstümmelung eines der Beteiligten. Es ist dieser dann ein Messen, ein

Taxieren der Kräfte. Geht er wahrhaft unentschieden aus, endet er also etwa in der Verknotung zweier Apathischer

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \uparrow) \Rightarrow (\pi \leftarrow \otimes \rightarrow \pi)$$

kann man sich respektieren und verbrüdern, wenn man sich im Kampf fair verhalten hat. Im Western trinkt man dann an der Bar einen Whisky. Manchmal findet man sich dann zusammen, um einen wirklich bösen Gegner aus dem Weg zu räumen. Ein großer Kampf als Vorstufe der allergrößten aller Verbrüderungen. Dann kämpft man dann Rücken an Rücken, oder Arsch an Arsch. Man könnte auch sagen: Arschloch an Arschloch. *Verbrüdert*.

\*

Obwohl der maskuline Kampf ebensogut von Frauen ausgetragen werden kann, gehört er mehr zum männlichen Selbstverständnis. In kritischen Situationen wägt man immer ab, wie ein Kampf ausgehen könnte. Als virtueller Zweikampf ist er jederzeit präsent. Wer würde der stärkere sein. Auf Grund dessen bilden sich die Hierarchien in den Männerhorden. Noch bei den Affen. Sogar noch im Büro. Dort finden Rangordnungskämpfe statt, die nicht mit dem Tod enden, nicht einmal mit der Apathie des Unterlegenen. Man schubst mit dem Bauch. Zur Not auch mit Umsatzzahlen. Der Unterlegene flieht, der Siegende setzt nicht nach. Ihm geht es nur darum, den Platz zu behaupten.

$$(\uparrow \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \uparrow) \Rightarrow (\uparrow \otimes \rightarrow \uparrow) \Rightarrow \uparrow \rightleftarrows \oplus \rightarrow \uparrow$$

Auch danach wird sich manchmal nach einigen extranodialen catullischen Transformationen wieder verbrüdert:

$$\uparrow \rightleftarrows \oplus \rightarrow \uparrow \Rightarrow \uparrow \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow \text{O} \rightleftarrows \oplus \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow \text{O} \rightarrow \oplus \rightleftarrows \uparrow \Rightarrow \text{O} \rightarrow \oplus \rightleftarrows \text{O}$$

Es ist freilich nur eine schwache Verbrüderung. Zu einem Gläschen Sekt während der Arbeitszeit. Einer ist jetzt Chef. Einer mit größerem Umsatz. Der andere sein Vasall, er muß ihn unterstützen. Für diese Unterstützung muß freilich gezahlt werden. Von beiden.

\*

Endet der Rangordnungskonflikt nicht in einer schwachen Verbrüderung, kann er Vorstufe zu einem größeren Kampf sein, für den der Flihende neue Kräfte, neue Verbündete sammelt. Dann ist möglich, daß es, ganz ähnlich wie es eine ideal zu einer Heirat führende erotische Begegnung gibt, zu einem idealen Kampfverlauf kommt. Ebenso wie die ideale erotische Begegnung eine Wiederbegegnung verlangt, erwartet auch der ideale Zweikampf eine solche. In der Belletristik verlangt die Logik des Narrativen, daß der dann folgende Kampf weiter geführt wird, als der erste. Wenns geht bis zum bitteren Ende. Da das Böse am Ende unterliegt, könnte es zwei ideale Muster geben, an denen sich das Narrative zu orientieren in der Lage ist. Im ersten hat zunächst das Gute  $\uparrow_g$  seinen Platz behauptet und wird dann vom am Ende unterlegenen Bösen  $\uparrow_b$  mit voller Kraft attackiert:

$$(\uparrow_g \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow_b) \Rightarrow (\uparrow_g \otimes \uparrow_b) \Rightarrow (\uparrow_g \otimes \rightarrow \uparrow_b) \Rightarrow \uparrow_g \rightleftharpoons \oplus \rightarrow \uparrow_b \Rightarrow \uparrow_g \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons \uparrow_b \Rightarrow \dots \Rightarrow \uparrow_g \rightarrow \oplus \leftarrow \uparrow_b \Rightarrow \\ \Rightarrow \uparrow_g \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow_b \Rightarrow (\uparrow_g \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow_b) \Rightarrow (\uparrow_g \otimes \uparrow_b)_{CMax} \Rightarrow (\uparrow_g \otimes \rightleftharpoons \pi_b) \Rightarrow (\uparrow_g \otimes \rightleftharpoons \tau_b) \Rightarrow \uparrow_g \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons \tau_b$$

wobei das Gute  $\uparrow_g$  auch am Ende seinen Platz behauptet. Oder aber das Böse  $\uparrow_b$  hat zunächst (und dieses Muster verfügt über größere narrative Kraft, weil man darin die Aktivitäten eines späteren Siegers verfolgt, deswegen sollte man das Privileg formelmäßiger Idealität eher dieser Variante zubilligen) seinen Platz behauptet und wird später vom Guten  $\uparrow_g$ , nach vielen Mühen und unter Umständen erst nach großer Verfolgung, erfolgreich geschlagen, so daß es nun dessen Platz einnehmen kann:

$$(\uparrow_b \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow_g) \Rightarrow (\uparrow_b \otimes \uparrow_g) \Rightarrow (\uparrow_b \otimes \rightarrow \uparrow_g) \Rightarrow \uparrow_b \rightleftharpoons \oplus \rightarrow \uparrow_g \Rightarrow \uparrow_b \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons \uparrow_g \Rightarrow \dots \Rightarrow \uparrow_b \rightarrow \oplus \leftarrow \uparrow_g \Rightarrow \\ \Rightarrow \uparrow_b \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow_g \Rightarrow (\uparrow_b \rightarrow \otimes \leftarrow \uparrow_g) \Rightarrow (\uparrow_b \otimes \uparrow_g)_{CMax} \Rightarrow (\pi_b \rightleftharpoons \otimes \uparrow_g) \Rightarrow (\tau_b \rightleftharpoons \otimes \uparrow_g) \Rightarrow \tau_b \rightleftharpoons \oplus \rightleftharpoons \uparrow_g$$

\*

Erstaunlich oft geht es um Weiber. Aber schon die Ilias ist nicht ganz sicher, ob es wirklich um Helena ging. Nicht selten hat man das Gefühl, die Weiber werden nur vorgeschoben. Heute meint man eher, es wäre um Hegemonie gegangen, nicht einmal um Territorien. Wenn Menelaos die sehr schöne Helena wieder zu täglichem Gebrauch in Anspruch nimmt, scheint dies allerdings zu beweisen, daß es sich bei ihr um ein wirklich wertvolles Gut handelte, das man nicht zerstören darf. Sehr interessant diese Rücknahme der von Paris doch so gründlich sogar als Gefäß für

Nachkommen benutzten Helena. In homerischen Zeiten hätte die Verweigerung dieser Rücknahme seitens des Menelaos den ganzen Krieg wohl noch unlogisch erscheinen lassen. Heutzutage kommt es infolge von vielfältig geformter Eifersucht dagegen zu den dramatischsten Zweikämpfen auf intellektueller Ebene. Aber die Macht zählt für einen als Mann wohl mehr noch als die Weiber, die man, hat man die Gefilde der Macht besetzt, wohl für austauschbar hält. So eine Helena, bildet man sich heute ein, könnte man jederzeit haben. Unklar bleibt, ob man sich bei dem Spiel um die Erringung der Macht etwas vormacht. Was ist diese Macht eigentlich. Was bedeutet der Sieg dem Sieger?

\*

Für die Unterlegenen ist die Bedeutung der Niederlage klar, selbst wenn sie nicht den eigenen Tod zur Folge hat. Er muß sich schleichen. Kann sich nur noch im Geheimen groß fühlen, in seiner Familie, wenn er eine hat. Cicero kann dann seine Tusculanen schreiben. Der Sieg ist dagegen oft etwas höchst Unklares, nach weiterem Drängendes, er ist Teil eines weiterführenden Weges. Der Schatten des großen Alexander. Der zwei Kulturen durch Zwangsheiraten sich verbrüdern lassen wollte. Die Niederlage ist Fallen, zwingt einen, falls man überlebt, in ein minderwertiges Heim. Der Sieg öffnet den Weg, so die Hoffnung eines jeglichen Siegers. Drei, drei, drei - bei Issus Keilerei.

\*

Der Sieg als individueller Selbstzweck ist leer. Er füllt sich, wenn es ein Sieg fürs eigene Volk wird. Dann ist alles erlaubt, was dem eigenen Volk, der eigenen Nation zu größerer Entfaltung verhilft. Die größten Rücksichtslosigkeiten. Die größten Gemeinheiten. Die größten Niederträchtigkeiten. Aus der klar gespürten Sinnlosigkeit des individuellen Sieges wurde, und zwar nicht, wie manche meinen, erst in diesem Jahrhundert, der nihilistische Sieg. Der Sieg, der allein vom Nutzen für die Gemeinschaft lebt. Wenn es keinen Gott, kein Christentum, keine extern auferlegte Moral gibt, kann man den Moralkodex auf radikale Weise selbst bestimmen, dann gilt nur die Substanz des eigenen Volkes, der eigenen Nation, dann darf man rücksichtslos bis zum äußersten sein. Bis zur Ankunft des Christentum durfte, mußte man es sogar. Das "*Liebe deinen nächsten wie dich selbst!*" fiel einst wie eine Axt ins Selbstverständnis des Völkischen. Das Verhältnis zu den Heiden, seien es Sarazenen oder Azteken, betraf das natürlich nicht. Und es hat sehr lange gedauert, bis es in Form des Kantschen Imperativs als Verhaltensparadigma zumindest zwischen christlich orientierten Nationen akzeptabel wurde. Wohl erst durch den Schock der

Ereignisse unseres Jahrhunderts, in welchem nach der Konstatierung des Tods Gottes manche ins Vorchristliche zurückfallen wollten. Aber das Verhältnis zu den früher so genannten Heiden (oder gar das dieser Heiden untereinander) ist weiterhin auf zuweilen erschreckende Weise ungeklärt.

\*

Der Sieg ist eine höchst gefährliche Sache. Er verlangt nach weiterem Kämpfen. Bis man schließlich unterliegt. Bis einem die Grenzen gezogen werden. Dem Sieg folgt die hohe Jagd auf die eigene Niederlage, die große Verfolgung des Siegers, der man selbst gewesen ist, der man zu bleiben versucht. Der Todestrieb. Hat man bis zu seiner Niederlage zu viele verletzt, wird einem schließlich der Garaus gemacht. Oft verfällt man dann der *damnatio memoriae*. Der Sieger unterliegt einem übergeordnetem Schicksal. Nur in der Niederlage findet man zu einem persönlichen Geschick, nur in der Niederlage entdeckt man sich selbst; das Schicksalhafte daran nimmt man nicht ernst, es ist höchstens unheilvoll oder verächtlich. Dann hat man eben Pech gehabt. Camus sagt, die Niederlage öffnet einem den Weg ins Absurde. Erst dann wird man zum Herrn der eigenen Zeit, der Sieger wird von der Zeit getrieben. Er ist einsam, obwohl ihm jedermann gern auf die Schulter klopft, weil man sich von so einer Berührung magische Kräfte verspricht. Die Frauen wollen ein Kind von ihm. Ein Sieger sehnt sich nach mehr als solchem Schulterklopfen, er sehnt sich nach einem Volk, nach einer Nation, für die er kämpfen kann. Nur dann macht das eigene Opfer, in dem sein Weg unweigerlich enden wird, einen Sinn.

\*

Daher unterwirft sich der Sieger nur zu gern einem Eroberer. Er stellt sich in dessen Dienste. Der Eroberer siegt nicht mehr, er läßt siegen. Ist der Eroberer jung, strahlt der Sieg dennoch in unvergleichlicher Weise auf ihn ab. Dann kommt es zum wirklich wahren Sieg. In dem eine neue Zeit anbrechen kann. Für alle die mit dem Eroberer gesiegt haben. Mit Napoleon. Mit Alexander. Im Zu Hause, das man dann ganz neu ordnen kann, und natürlich auch in den eroberten Territorien, in denen man eine Zeitlang König ist.

\*

Aber man denke an *Oktavian*, der die große Verfolgung seiner Gegner zum Äußersten trieb. Der seinen gefangenen Gegnern zuweilen höchstpersönlich, laut Sueton (leider kein sehr verlässlicher Zeuge), die Augen austach. Nicht einen ließ er entkommen. Nach seinem großen Sieg über

jedermann, der gegen ihn sein könnte, verwandelte er sich in den göttlichen Augustus, einen goldenen Phallus, bei dem man derartiges nicht mehr zu bekritteln vermochte.

\*

Kämpfen nicht Individuen miteinander, sondern Völker, ist der Sieg immer nur vorläufig. Der Unterlegene kann sich berappeln, so daß es leicht zu einem neuen Kampf kommt. Nur wenn Karthago vollkommen zerstört und Troia verbrannt ist, kann es zu einem topologisch befriedetem Ende kommen. Hat man aber nicht mehr den Mumm, die Besiegten ausnahmslos umzubringen und nicht einmal die Frauen davon kommen zu lassen (und dagegen sperrt sich sogar ein klassisch-archaischer Sieger), muß man sich am Ende wohl oder übel verbrüdern. Obwohl sie die einzige Alternative zum nihilistischen Sieg darstellt, fällt diese Einsicht nicht immer leicht. Läßt man sich von ihr leiten, ersetzt Mäkelei den Kampf.

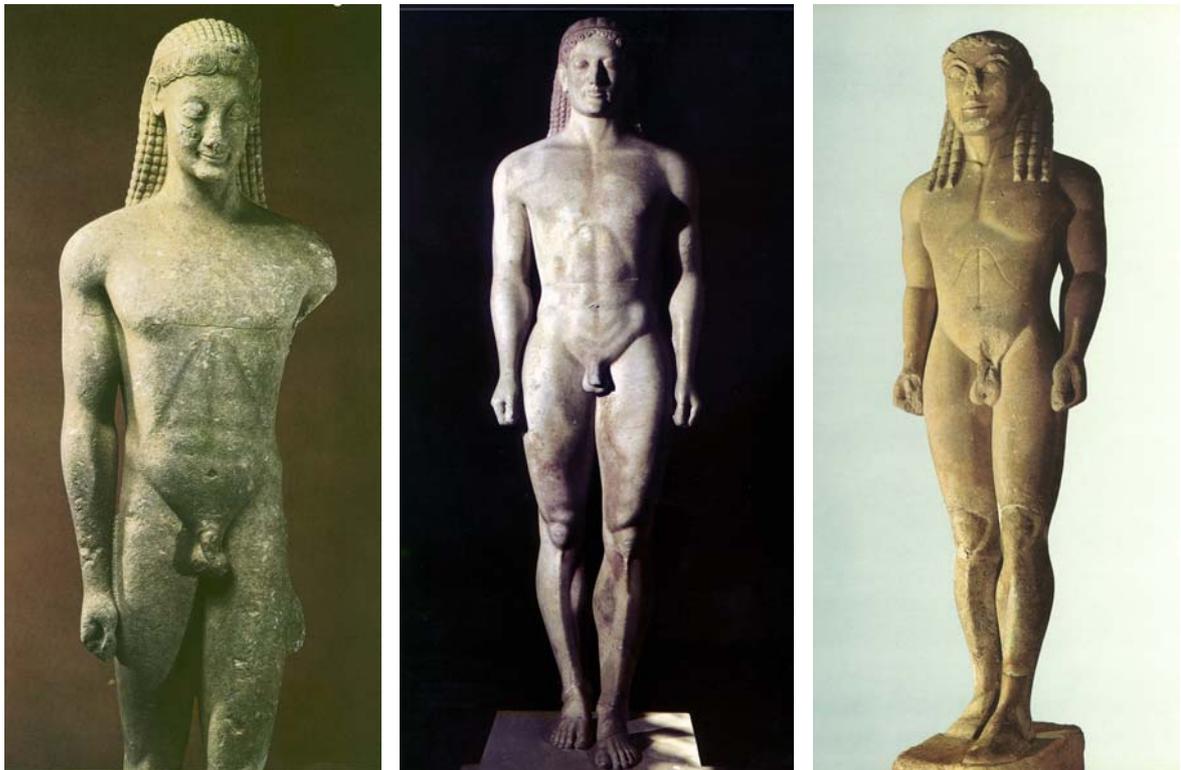
\*

Das dümmliche Lächeln des Siegers - verewigt von Michelangelo. In den Medicigräber auf dem Gesicht der jungen Fürsten, aber auch in der berühmten jungen Sienerggestalt im *Pallazzo Vecchio*, deren kraftvoll gezieltes Sich-Winden an die Schlangenform denken läßt<sup>21</sup>. Der jugendlich dümmliche Gesichtsausdruck von Michelangelos Siegern unterscheidet sich fundamental vom Lächeln antiker Apollostatuen (das noch im Gesicht von Michelangelos David zu entdecken ist). Das griechische Lächeln Apolls kommt aus dem Totenkult. Die Griechen übernahmen es vom selbstgewissen Lächeln verstorbener Pharaonengötter, denen kein Leiden mehr etwas anhaben kann. Denen kein Leiden je etwas anhaben konnte. Im vordemokratischen Griechenland verwandelte es sich ins Lächeln der leicht nach vorn schreitenden *Kuroi* und *Korai*, von denen eine nachdenklich stimmende neuere Theorie behauptet, sie wären Abbilder junger Menschen, welche starben, ohne daß ihnen Nachkommen beschert waren, die ihr Gedächtnis feiern konnten. Ihre von der Gemeinschaft oder den Eltern errichteten Statuen (die, steht man davor, eine unheimlich auf einen zukommende Kraft verströmen), wurden zum Äquivalent von Göttern, die einem oligarchischen Staatswesen sonderbar angemessen waren. Jemand ohne irdische Nachkommen. Es rührt seltsam an, daß dieses nachkommenlose Lächeln sich in der christlichen Bildwelt ins Leiden des ebenfalls nachkommenlosen Christus verwandelt haben könnte. Dieser kommt, nach seinem Tode freilich nicht mehr auf einen zu, schon weil er ans Kreuz gefesselt ist. So müssen wir denn, wollen wir ihm nahekommen, selbst einen Schritt auf ihn zugehen. Aber die

---

<sup>21</sup> Eine Abbildung davon befindet sich auf dem Titelblatt dieser Arbeit

Griechen gingen nicht den Weg aus dem Lächeln ins Leiden. Mit diesem zuweilen *attisch* genannten vorklassischen Lächeln versahen sie im Gegenteil schließlich auch ihre Götter, freilich erst nach ihrem grandiosen Sieg über die Perser, der sie offenbar noch gottähnlicher sich fühlen ließ. Ein *Rückschritt ins Ägyptische* ließe sich sagen, muß man sogar spätestens sagen, nachdem Alexander Ägypten tatsächlich erobert hatte. Aber das Lächeln dieser Statuen ist wirklich überirdisch. Man findet es auch auf den Statuen Buddhas. Ein unbeteiligtes, ein gelangweiltes, ein gefährliches Lächeln. Das einen aus Ägypten verjagen kann.



griechische Kuroi:

*Kuros Nr.3 aus Theben - Grabstatue des Kroisos aus Anavyssos - Biton aus Delphi*

Das Lächeln von Michelangelos Siegern ist irdisch insofern, als sie noch gar nichts von dem ahnen, was die Niederlage ihnen antun wird. Das entdeckt man um so mehr in den Antlitzen seiner noch im Marmor verfangenen Sklaven. Der Sieger ist schön, auch in seiner Dummheit, er steht aber in Verwandtschaft mit dem gefallenem Engel, der ebenfalls schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig.

\*

Rangordnungskämpfe sind die Täglich-Brot-Variante des heroischen Kampfes. Dabei darf man nicht zu verschlagen sein, wenn man den erkämpften Rang später einzunehmen gedenkt. Man muß fair sein, um vor den späteren Untergebenen als fair zu gelten. Sonst führt man schnell eine Bande von Kriminellen.

\*

Das Training. Der Schweiß beim Training. Mit den Gefährten. Mit denen, mit deren Geruch, man sich verbrüdern kann. Mit denen man in einem Zelt schlafen kann. Von denen man sich auf den Arsch klopfen lassen kann. In deren Gemeinschaft man beim Training die eigenen Muskeln wachsen lassen kann. Dabei wird die eigene Erregung immer größer. Man wird zum Phallus ohne einen Weg zu gehen. Man kann seine Größe an der Dicke seiner Muskeln messen. Der Weg besteht in Trainingsrunden. Ein Weg durch die Zeit.

\*

Und die Frauen? Wen hoffen sie zu besiegen, wenn sie offensiv bis aufs Blut sich bekämpfen? Was hoffen sie zu erringen? Ach, was wäre das für eine schreckliche Welt, in der man sich nicht durchsetzen müßte.

\*

Aber auch Beleidigungen mit Hilfe des Mundes können zum Kampf gehören, eine Art Dichterwettstreit vor dem Zweikampf, gerade auf homerischem Gelände. Geste einer letzten noch möglichen Verbrudering. Die gegenseitige Beschimpferei vor dem Kampf ein letzter Verbruderingversuch, sie taucht in fast allen Epen auf. Sie ist aber von Grund auf nicht als Verbrudering gemeint, sie ist bloße Geste, für die eigene Anhängerschaft bestimmt. Sie soll der eigenen Anhängerschaft klarmachen, daß man nicht des Kampfes selbst wegen kämpft, sondern nur weil der Gegner sich nicht verbrüdern will. Eine solche Rede enthält notwendig das perfideste an Logik, was die sogenannte Redekunst zu bieten hat. Man muß tun, als wäre man friedfertig, ohne dem Gegner eine Chance zu geben, die angeblich ausgestreckte Hand als Angebot wahrzunehmen. Sie will keine Verbrudering sein. Sie ist eine raffinierte Variante der Rede des Feldherrn vor der Schlacht, die von der Anlage her nur eine einseitige Verbrudering zu bewirken hat, sie soll viele Organismen zu einem einzigen schlagkräftigen machen. Erstaunlich viele solcher praecombativer Reden sind überliefert.

\*

Der Moment des Todes, auch des großen Feindes - ein Moment der Stille, ein Moment, darin die Erde still stehen soll. Man selbst steht jedenfalls still. Auch die Zeugen. Angesichts wovon? Angesichts eines Endes. Es ist nicht Respekt vor dem Gegner, der verstummen läßt. Eher schon Respekt vorm Tod, dem Ende des Lebens. Da wird man still. Ratlosigkeit überkommt einen. Vor dem Tod. Der einen ebensogut selbst hätte erreichen können. Der einen erreichen wird. In der Niederlage, erklärt Borges, liegt eine Würde, die dem Sieg kaum zusteht. Danach aber bricht Jubelgeschrei aus, wird sich verbrüdet. Nach der Stille. Den erschlagenen Feinden, über deren Weiber man nun herfallen kann, werden die Klamotten ausgezogen (wie auf dem Teppich von Bayeux drastisch dargestellt), man könnte was davon brauchen. Besonders die Schuhe. Die nackten Leichen werden vergraben oder verbrannt. Zusammen mit ihren Waffen. Die will man nicht haben. Die eigenen waren besser.

\*\*\*

## H. DIE GROSSE VERBRÜDERUNG

Wenn jedermanns Pfeil zur kleinen Öffnung wird und man die vergangenen Taten besingt; wenn die große Öffnung zur kleinen wird und mit der besten Freundin, nicht immer ist es die Nachbarin, tratscht. Wenn sich der Anus des Kriegers der Erregung des Kriegergefährten öffnet. Immer dann kommt es zur heroischen Verbrüderung ( $O \rightarrow \otimes \leftarrow O$ ). Aber vor allem, wenn der kleine Mund zur ganz großen Fresse wird, mit der bei Wein Weib und Gesang das eigene Weltverständnis gefeiert wird. Da den Weibern die Weiber fehlen, tuts bei ihnen das Kind: bei Wein, Kind und Gesang tratschts sich am besten, da werden die Anwesenden Brüder und der Rest der Welt alberne Zeitgenossen.

\*

Aber natürlich auch die kleinen Verbrüderungen, sie machen die Substanz des Liebenswürdigen aus: das unter Männern gegebene Wort, der umschmeichelte Busen. Gemeinsame Abende in der Kneipe. Der Austausch angenehmer, einen erregender Gedanken. Die freundschaftliche Umarmung, in der man das Aggressive ablegt. Einst, vor langer Zeit, der Bruderkuß. Die kleine Verbrüderung von Mund zu Mund ist durchaus nicht auf die Weiblichkeit beschränkt. Aber dort wird sie öfter praktiziert, sie gehört zum Selbstverständnis des Weiblichen wie der archaische Zweikampf zum Selbstverständnis des Männlichen gehört.

\*

Aber die meisten Verbrüderungen wollen über die einfache ( $O \rightarrow \otimes \leftarrow O$ ) - Relation hinauswachsen. Sie wollen sich nicht mit so einer Paar-Existenz begnügen. Sie streben nach mehr. Nach noch mehr Verbrüderungen. "*Die Freundschaft umtanzt den Erdkreis, uns allen verkündend, daß wir erwachen sollen zur Seligkeit,*" schrieb Epikur. Man will sich nicht nur zu zweit verbrüdern. Viele sollen an der Verbrüderung teilhaben. Es kommt zur schwachen Jagd auf diejenigen, die sich noch nicht verbrüdern haben. Man sucht jemand neuen, mit dem man sich verbrüdern kann:

$$O \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow O \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow O \rightarrow \otimes \leftarrow O \Rightarrow (O \rightarrow \otimes \leftarrow O)$$

Dies ist zwar nur eine schwache Jagd  $O \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O$ , aber sie ist für den Gejagten nicht immer ungefährlich. Am besten, man geht darauf ein und umarmt selbst. Und läßt sich dabei umarmen. Auf diese Weise kommen oft Tausende zusammen. Es ist ein großes Gefühl. Aber es braucht einen Anlaß. Man kann sich nicht ohne Anlaß zu Tausenden verbrüdern.

\*

Die Verbrüderung im Stadion. Es ist selbst eine riesige Öffnung. In ihr gröhlen Tausende Kehlen. Verbrüdern sich. Im *Colosseum*. Sie singen. Sie jubeln ihrer Mannschaft zu, selbst wenn sie häßlicher ist als ihr Gegner. Sie jubeln, feuern an, solange ihre Mannschaft eine Siegeschance hat. Verliert sie entscheidend, werden die Plakate verbrannt, wird Asche auf die eigene Mannschaft gestreut. Mussolini wird an einem Laternenmast aufgehängt, den Kopf nach unten. Danach gehts in die Kneipe. Dort versenkt man sich in den Öffnung der Biergläser. Öffnet über ihnen die Augen, weint in die Biergläser hinein. Trinkt die eigenen Tränen. Gibt den Brüdern von den eigenen Tränen zu schmecken. Ist man mit seiner Mannschaft ins Auswärtige mitgefahren, stimmt manch einer noch einen müden Gesang an, verstummt. Schade, daß das Bordell hier nicht preiswert ist. Bier ist billiger, der Gesang richtet einen nicht auf. Die Weiber hier sind fremd. Morgen ist ein neuer Tag.

\*

Die Verbrüderung nach dem Sieg löst größte Erregung aus. Selbst die kleinen Kinder strömen auf die Straßen. Überall stehen auf einmal die Weiber herum. Besonders nach einem sogenannten Heimsieg. Wollen sich einen Sieger schnappen. Oder einen, den sie dafür halten könnten. Auch sie leben jetzt in Phantasiewelten. Auch in Wein Weib und Gesang. Jetzt klingt der Gesang schön. Selbst den Weibern wird davon der Schritt feucht. Wenn jetzt einer käme. Aber leider gibt es für die Jubelnden noch immer nicht genug Frauen. Viele von ihnen sind zu Hause geblieben, bei ihren Kindern. Viele kriegen keine ab. Sie randalieren. In ihrem Glück. Sie fühlen sich in ihrem Glück betrogen. Das Bier hilft darüber hinweg. Und die Gefährten, die auch keine abbekommen haben. Selbst im Sieg gibt es solche. Solche, die unterliegen. Die träumen dann vom nächsten Gefecht. Dann werden sie nicht zu kurz kommen.

\*

Manchmal will sich einer der Verbrüderung durch Flucht entziehen:  $O \rightarrow \oplus \rightleftharpoons O \Rightarrow O \rightarrow \oplus \rightarrow O$ . Dann steht derjenige, der sich verbrüdern will, dumm da. Das gefällt ihm nicht. Er wird

ärgerlich. Manchmal kommt es dann zu einer schwachen Verfolgung, in der eine Öffnung die andere minutenlang jagt. Infolge von extranodialen Catullischen Transformationen kann diese aber leicht sehr gefährlich werden:

$$O \rightarrow \oplus \leftrightarrow O \Rightarrow O \rightarrow \oplus \rightarrow \underline{O} \Rightarrow \underline{O} \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \uparrow \rightarrow \oplus \rightarrow O \Rightarrow \dots$$

In extremen Fällen kann sie für den Verfolgten sogar im  $\tau$ -Zustand enden. In einer solchen Situation kann er sich gut davongekommen nennen, wenn ihm nur die Nase eingeschlagen wird. Nur weil er sich nicht verbrüdern wollte. Niemand liebt die, die sich im Verbrüderungsjubel abwenden. Die nicht mitjubeln wollen. Die anders sein wollen. Will man beim jubeln nicht mittun, muß man sich möglichst unauffällig verdrücken. Man kann ja behaupten, daß man mal kurz auf die Toilette muß. Selbst die Verbrüderungswilligsten lassen sich nicht gern bepinkeln.

\*

Die große Verbrüderung hat nichts mit einer Orgie zu tun. Oder mit sonst irgend einem Mysterium. In der Orgie reißt es die Beteiligten nach allen Seiten weg. Sie landen wo sie gar nicht hinwollen. Die schönsten Frauen landen in den Armen der dreckigsten Satyrn. Nach schon ein paar Flaschen Wein. In den Büschen wimmelt es vor Leben. Im Gegensatz zu Alexander soll Dionysos Indien erobert haben. Das haben freilich auch die Engländer geschafft. Ohne daß man sich vor deren Orgien als anständiger Mensch zu fürchten brauchte. Angeblich können die Engländer nicht feiern. Laut Ansicht der Franzose schlafen die Engländer bei ihren eigenen Orgien ein. Obwohl sie Indien erobert haben. Sie trinken schweren Portwein. Das widerspricht allerdings meiner ganz persönlichen Erfahrung. Die Engländer können sehr wohl feiern.

\*

Auch auf Grund der großen Klappe bilden sich Hierarchien. Nicht nur bei Weibern - bei den Männern wird das durchs Kriegerische ausgeglichen, wo auch die große Fresse sich beweisen muß. Versagt sie im Kampf, fangen ihr die Hosen an zu schlottern, hat sie ausgespielt. Bei den Weibern muß sich die große Klappe wohl durch vorzeigbare Kinder ihr Recht auf Größe bewahren. Manchmal reicht auch ein großer Mann. Aber Kinder sind besser. Hat sie die nicht, muß sie zum kleinen Mund werden. Manchmal wird er dann auf unerhörte Art silbern.

\*

Die große Verbrüderung ist leider anstrengend. Sie kostet Zeit. Man kann sich nicht jeden Tag verbrüdern. Man kann leicht jemanden vernachlässigen, ohne es zu beabsichtigen. Das erzeugt Mißverständnisse. Wer nicht mein Bruder ist, ist mein Feind. Willst du nicht mein Bruder sein, schlag ich nicht nur dir den Schädel ein, klingts aus dem Volksmund. Und manche Leute singen schlecht. Ihre Nationalhymnen sind zwar ergreifend, aber ihr Gesang flößt Angst ein. Ihr Gesang ist nicht schön. Schlachtengesang, bei sich Gleichgesinnte verbrüdern, um zum Kampfverband zu werden. Der große Paian der Griechen, der sie bis an den Indus geführt hat. Erstaunlich viele Verbrüderungen haben das Ziel sich einen Vorteil in einem möglichen Kampf zu verschaffen. Bruderschaften; Seilschaften. Die bevorstehende Krieg ist nicht erst seit der Ilias Vater der ganz großen Verbrüderung. Manchmal verbrüdert man sich danach. Aber dann ist es weniger stark. Verbrüdert im Sieg, verbrüdert in der Niederlage. Die postkoitale Verbrüderung ist vielleicht die friedlichste von allen, sie folgt dem Kampf der Geschlechtsorgane in ihren intranodalen catullischen Transformationen. Manchmal glaubt man danach an den ewigen Frieden.

\*

Die Verbrüderung durch das Tragen gleichartiger Kleidung. Man unterscheidet sich nicht mehr von dem anderen. Man will sein wie er. Man will nicht *mehr* sein als der andere. Außer man erstrebt eine Beförderung. Dann verbrüdert man sich mit anderen gleich aussehenden. Am leichtesten ist die Verbrüderung in Uniform. Eigentlich nie tut es das Kleid Adams.

\*

Die Verbrüderung im Theater. Den Menschen interessiert nichts mehr als die eigene Person, vor allem das, was er sein könnte. Daher seine Vorliebe früher für das Theater, heute das Kino, wo ihm viel Schicksale vorgeführt werden, deren Heldentum, deren mitunter abstoßende Attraktivität er aufnimmt ohne ihre Bitterkeit zu erleiden. Die Verbrüderung des Publikums im Schlußapplaus. Die Verbrüderungen in der Musik. Die Verbrüderungen im Kino: nicht auf der Leinwand diesmal, auch die sind wie bereits erwähnt wichtig, noch wichtiger aber sind die Verbrüderungen im Publikums. Eine gänzlich stumme Verbrüderung. Man sitzt Kopf an Kopf, blickt in die gleiche Richtung, auf das gleiche Geschehen. Nicht nur ein wenig unheimlich. Man darf sich nicht umschaun und direkt in die Gesichter der andern blicken. Das Problem von Orpheus und Eurydike in einer ganz eigentümlichen Verwandlung. Am liebsten sitzt man ein wenig hinten, wo man genau sehen kann, daß alle anderen genauso gebannt nach vorne blicken wie man selbst. Die Verbrüderung besteht ganz wesentlich darin, daß man weder zur Seite noch

wirklich zurückblickt. Nicht mehr zurück auf sich selbst. Nicht in den Spiegel. Der Spiegel befindet sich vor einem auf der Bühne, auf der Leinwand. Noch unheimlicher ist die Verbrüderung vor den Fernsehgeräten. Wenn eine ganze Nation gemeinsam einem dort ablaufenden Geschehen folgt. Am leichtesten und unverfänglichsten ist die massenhafte Verbrüderung durch solch gleich gerichtetes Blicken natürlich immer beim Sport.

\*

Die Verbrüderung unter Kriminellen: man schwört, in der kriminellen Vereinigung zu bleiben, bis zum Tod. Man muß öffentlich eine schreckliche Tat begehen, damit man nicht wieder zurück ins normale Leben kann. Überhaupt die Verbrüderungen in kleinen Zirkeln. In Geheimgesellschaften, in Künstlergemeinschaften. Gemeinsam strebt man voran. Lange gibt es keinen Chef. Und doch ist der Einzelne lange Zeit nichts.

\*

Die Verbrüderung in der Familie. Beim gemeinsamen Mal. Bei der Hochzeit der Kinder. Familiengestammel wird zur Familienlegende. Und die ungeheuere Bedeutung der Verbrüderung im Schlaf. Wenn sich Bauch an Rücken schmiegt. Vielleicht die gewaltigste aller Verknotungen. Ist sie als Form in uns eingeschrieben? Wird sie a priori erwartet? Oder erlernt. Oder nur geliebt? Manche schlafen getrennt.

\*

Die große Bedeutung der Verbrüderung. Eine ganz eigene Kraft. Sehr verführerisch. Sogar dem heroischen Zweikampf als Ideal überlegen. Als Ideal sogar der Liebe überlegen. Als alleiniges Ideal aber gemeingefährlich. Ein verführerischer Kampfverband, der alles nicht brüderliche vernichten will. Dabei geht es unter Brüdern keineswegs friedlich zu. Gerechtigkeit nützt nichts: die Stärkeren finden es ungerecht, wenn die Schwachen ebensoviel zugeteilt bekommen. Man braucht sofort die Polizei.

\*

Die Schlagworte der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit<sup>22</sup>. Nicht erst seither Ausdruck einer gemeinsamen Sehnsucht aller revolutionären Bewegungen. Die

---

<sup>22</sup> wobei grade die Brüderlichkeit dazu führte, daß man sich gleich gegen die Nachbarn wandte und Europa mit den sogenannten Revolutionskriegen überzog. Das legt eine gewisse Korrespondenz unserer Verknotungen zu einer im Genetischen leichter faßbaren Begrifflichkeit nahe. In einer solchen ständen die

Gewichtsverteilung mag sich ändern. Sobald wir diese drei Begriffe so ernst nehmen, wie sie es verdienen, lassen sie sich nicht mehr trennen. Man kann nicht von wahrer Freiheit reden, wenn sie auf der Knechtschaft eines Teils der Gesellschaft beruht. Die Freiheit fordert die Gleichheit. Ist es möglich, die Gleichheit durch bloße Gewalt aufrecht zu erhalten? Wenn nicht, beruht die Gleichheit auf der Brüderlichkeit. Kann ich meinen Bruder aufrichtig meinen Bruder nennen, wenn ich ihm die Freiheit nicht gewähre, die ich für mich selbst in Anspruch nehme? Wenn nicht, so fordert die Brüderlichkeit, den Menschen die Freiheit zu lassen.

\*

Und was ist mit der Freiheit eines anderen, sich mir zu entziehen? Die einem fürchterlichste Freiheit der anderen. Wenn sie mit einem, dem eigenen guten Wollen, nichts zu tun haben wollen. Wenn sie weinerlich werden, wenn man jubeln möchte. Wenn sie nicht so jubeln wollen wie man selbst. Obwohl man doch weiß, was für alle gut ist. Man weiß schließlich, was gut für einen selbst ist. Dann beginnt, hat einer Macht, eine seltsame Verfolgung, eine so große, daß einem die Begriffe dafür fehlen, eine unvergleichliche, aber immer wiederkehrende Verfolgung, die nicht selten mit der erzwungenen völligen Unterordnung des Flihenden endet. Dann ist er natürlich kein Bruder mehr. Oft endet der Verfolgte in einem Lager, wo er sich mit ebenfalls Geflohenen verbrüdern kann.

\*

Der Terror des Gebots der Nächstenliebe: daß man sich gefälligst auch so zu verhalten hat, daß man geliebt werden kann. Die brutalste Variante von Kants kategorischem Imperativ: Weil man dadurch all das an sich verbergen muß, was in einem aus der Perspektive von jemand anderem nicht liebenswert sein könnte. Die Voraussetzung der Heuchelei. Unter Umständen der Beginn einer universellen Heuchelei, die ein ganzes Gemeinwesen zerfressen kann. Es gibt sie nicht nur

---

üblichen heterosexuellen Verknötungen natürlich im Dienst der Vermehrung; während die auf männlichen Zweikampf hinauslaufenden nicht nur, wie gern geschrieben wird, den Gen-Pool verbessern sondern auch eine akzeptierbare Hierarchiebildung ermöglichen, die einem Stammeszusammenhalt wiederum die Fähigkeit verschafft, einen Nachbarstamm erfolgreich zu überfallen, um dort Ressourcen und Weiber zu erbeuten - ein nicht von der Hand zu weisender Überlebensvorteil, der durch die bis ins Fanatische gehende Fähigkeit zur soldatischen Verbrüderung - in Fußnote No. 10 war von ihr in Verbindung mit dem Selbstmord Heinrich von Kleists die Rede, wir begegnen ihr aber ebensogut bei Insekten - ungemein erleichtert wird. Unsere simple Klassifizierung der Verknötungen macht also sogar im naiv Darwinischen Sinne Sinn. Von all diesen ist, wie das letzte Jahrhundert unmißverständlich bewiesen hat, die blinde Verbrüderung, bzw. die uns allen noch eingeschriebene Sehnsucht danach, die bei weitem gemeingefährlichste. Insofern sollte ein Pazifist lieber einen radikalen Egoismus preisen, und weniger die so oft und vergebens beschworene Brüderlichkeit aller Menschen.

in der christlichen Form, nicht weniger erniedrigend für das Innenleben des Individuums ist die stoische Variante, welche nicht nur heute das politische Leben bestimmt. Sie trieb Nero mit beinahe zwingender Logik gegen die überschönen Argumente des Seneca; und Commodus gegen die Heuchelei eines Marc Aurel. Der Stoizismus ist die zur Schau gestellte Religion der Mächtigen, sie können ihn sich leisten. Haben sie ihre Macht verloren, jammern sie wie jedermann sonst.

\*

Die Blutsbrüderschaft: aus zwei Öffnungen quillt Blut, es vermischt sich, zwei Münder kosten davon. Es schmeckt süß, obwohl es salzig ist. Besser kann man sich nicht verbrüdern. Wer hat sich das ausgedacht<sup>23</sup>?

\*

Aber die Frau ist Schlußpunkt, ist Ende.

\*\*\*

---

<sup>23</sup> Sogar beim Film, insbesondere wenn dort die Bilder nicht im strikt narrativen Sinne geordnet sind, machen unsere Verknotungsprinzipien auf sonderbare Weise Sinn. Man kann z.B. sich gewissermaßen "verbrüdernde" Bilder beobachten, wenn man in etwa gleichartige atmosphärisch in Clustern aneinander reiht; manchmal reiben sie sich aber auch aneinander wie in einem Zweikampf, wenn nämlich die Strukturen zweier Einstellungen, die einander folgen, zu ähnlich sind, wobei natürlich hilft, wenn sich dabei zwei Objekte zugleich konflikträftig aufeinander zu bewegen; ebenso könnte man von geschlechtlich sich ergänzenden sprechen, wenn die Formen aufeinanderfolgender Einstellungen gefällig ineinander übergehen, obschon sie vom Graphischen und Farblichen her eigentlich ganz gegensätzlichen Charakter aufweisen. Vielleicht ist das alles insofern kein Zufall als unser Denken durch die topologischen Strukturen unserer Erfahrung nachdrücklich bestimmt wird und daher auch in Bezug auf Bilder und insbesondere ihr Aufeinander-Folgen nur schwer etwas anderes hergibt.

## I. ANTIZIPIERTE VERKNOTUNGEN - INDIKATIVE UND KONJUNKTIVE INTERAKTIONEN

Von nicht nur theoretischen Interesse sind Verknotungen, die gar nicht tatsächlich stattfinden, sondern die man sich nur vorstellt. Aus ihnen setzt sich ein Gutteil unseres Denkens über unsere Mitmenschen zusammen. Die Mutterbrust, die dem Säugling nahekommt, um dann an seinem Mund vorbeizupendeln. Der Feind, der sich einem nähert, einen aber nicht entdeckt oder für einen Kampf zu gering erachtet. Eine Frau, die man begehrt, nähert sich einem, und geht an einem vorbei. Oder man nähert sich einer Frau und geht an ihr vorbei. Lustig ist, wenn zwei zielstrebig aufeinander zu zu eilen scheinen, um einander dann zu verpassen. Danach rasen sie voneinander weg, als wären sie dem Teufel begegnet. Sie trennen sich mit starken Trennungsqwink, obwohl ihre Annäherung nur Zufall war. Dann sieht man, daß man die Existenz des Zufalls mit einem gewissen Recht für eine teuflische Erfindung halten kann. Besonders wenn man sich bei so einer Begegnung eigentlich treffen will und sich doch durch einen dummen Zufall verpaßt. Wohl auch deshalb muß die ideale erotische Verknotung zunächst einmal in schwacher Trennung enden.

\*

Die Antizipation vieler Begegnungen oder gar Verknotungen schüttet oft erhebliche mit Emotionalität verknüpfte Hormonmengen in uns aus. Nicht nur die Pornographie lebt von diesen. Angst, Vorfreude, etc, die mit dieser topologischen Figur der antizipierten Begegnung Hand in Hand gehen, gehören zu unseren elementarsten Gefühlen. Oft sind sie stärker als die Gefühle bei der Erfüllung. Und das müssen sie auch sein, soll uns doch die Antizipation zu einem Äußersten reizen. Sie sind von den Gefühlen bei wirklichen Verknotungen in der Intensität oft nicht zu übertreffen. Selbst in der Liebe empfiehlt man den Beteiligten einen gesunden Schuß Phantasie, der das Gewerke der Körper in den Vorstellungen der Beteiligten begleitet. Die Liebe spielt sich vor allem im Kopf ab, wie manch Kalauer sagt.

\*

Den antizipierten Verknotungen verwandt sind sogenannte *Scheinverknotungen*, die aus der die wirklichen Verhältnisse verfälschenden Perspektive einer nicht korrigierbaren Sichtweise herrühren. Ein Ehemann, der seine Frau in einer Kutsche mit einem Mann sitzen sieht.

Eifersucht infolge einer nicht genauen Beobachtung. Ebenso Angst. Selbsttäuschungen. Aber auch Täuschungen des Lesers oder Zuschauers bei einem sich vor ihm entfaltenden Geschehen. Man könnte sie auch als virtuelle Verknotungen bezeichnen. Zu einer solchen kann es auch kommen, wenn man vor einem der vorklassischen antiken Kuroi steht. Wenn sie sich in ihrer Riesenhaftigkeit auf einen zu zu bewegen scheinen, das linke Bein leicht vorangestellt, fühlt man sich mit ihrem gefährlichen Lächeln schon fast vereinigt. Beim bloßen Betrachten. Wenn man sie sich wiederum von hinten anschaut, ihre prachtvollen herausgearbeiteten Gesäße, scheinen sie vor einem in Art der Frauen zu fliehen. Dann will man ihnen in ihrer Kinderlosigkeit folgen. Dann lösen sie einen ganz eigentümlichen Verfolgungszwang aus. Dann will man ihnen folgen (wie einst ich meinen kinderlos jugendlichen Künstlergefährten gefolgt bin.)

\*

Wir kommen auf die angesprochenen Scheinverknotungen zurück: zwei Personen, A und B, bewegen sich aufeinander zu, als wollten sie sich berühren, vielleicht sogar verknoten, sie berühren sich fast, gehen dann aber aneinander vorbei, gehen auseinander, jeder in die Richtung, aus welcher der andere gerade kam. In unserer Diagrammsprache wäre dies bei heterosexueller Disposition:

$$\uparrow_A \rightarrow \oplus \leftarrow O_B \Rightarrow \uparrow_A \rightarrow \oplus \leftarrow O_B \Rightarrow O_B \leftarrow \oplus \rightarrow \uparrow_A$$

Da uns derartige oder ähnliche Situationen häufig begegnen, z.B. im Gespräch mit Fremden, bei dem nach ein paar höflich gewechselten Sätzen rasch wieder eine einvernehmliche Trennung hergeführt wird<sup>24</sup>, lohnt sich, für den delikaten Moment der Scheinverknotung ein eigenes Symbol bereit zu halten. Wir wählen dafür das &-Zeichen, das geschäftsmäßige "und". Dann beschrieb folgende Sequenz eine *Scheinberührung* mit anschließender starker Trennung:

---

<sup>24</sup> Einen drastischen Fall solcher Scheinberührung begegnet man bei *Laurence Sterne*, eines Zeitgenossen David Humes (dessen *Treatise of Human Nature* wir, wie in Fußnote Nr. 1 erwähnt, die Vorstellung vom Verstand als einer Art Bühne verdanken, auf der unser Wahrnehmungen und Regungen auftreten): "*Eines Abends wollte ich in Mailand zu einem Konzert Martinis gehen und war gerade im Begriff, den Saal zu betreten, als die Marquise von F. eilig herauskam. Sie stand schon fast vor mir, als ich sie erblickte. Rasch sprang ich zur Seite, um sie passieren zu lassen. Sie tat dasselbe und auch nach derselben Seite, so rannten wir mit den Köpfen zusammen. Sogleich wandte sie sich auf die andere Seite, um hinauszugelangen: ich traf es ebenso unglücklich wie sie, denn auch ich trat auf diese Seite und versperrte ihr abermals den Weg. Wir hüpfen beide gleichzeitig wieder auf die andere Seite und dann wieder zurück und so fort - es war einfach lächerlich; wir erröteten beide über alle Maßen. Endlich tat ich, was ich gleich zuerst hätte tun sollen: ich stand stockstill, und die Marquise hatte keine Schwierigkeiten mehr...*" - Laurence Sterne: "*Sentimental Journey through France and Italy*", London 1768, in anderer Übersetzung deutsch von J.J.Bode, Reinbek 1957, S. 58f

$$\uparrow_A \rightarrow \oplus \leftarrow O_B \Rightarrow \uparrow_A \rightarrow \& \leftarrow O_B \Rightarrow O_B \leftarrow \oplus \rightarrow \uparrow_A$$

Eine tiefer gehende Interaktion könnte sich in eine Scheinverknötung fortsetzen, in welcher man testet, ob sich lohnen könnte, miteinander etwas anzustellen, bevor man doch auseinandergeht, unter Umständen auch wieder dahin zurück, woher man grade gekommen ist:

$$\uparrow_A \rightarrow \oplus \leftarrow O_B \Rightarrow \uparrow_A \rightarrow \& \leftarrow O_B \Rightarrow (\uparrow_A \& O_B) \Rightarrow \uparrow_A \leftarrow \oplus \rightarrow O_B$$

Und so finden wir endlich auch eine adäquate Darstellung der ultimativ modernen menschlichen Interaktion, der Scheinverknötung von Gelangweilten<sup>25</sup>:

$$\Psi_A \rightarrow \oplus \leftarrow \Psi_B \Rightarrow \Psi_A \rightarrow \& \leftarrow \Psi_B \Rightarrow (\Psi_A \& \Psi_B) \Rightarrow \Psi_A \leftarrow \oplus \rightarrow \Psi_B$$

\*

In Form von Parallelmontagen lassen sich solche virtuellen Berührungen und Verknötungen im Film leichter und organischer sich anfühlend darstellen als in der Literatur, müheloser, auch weil die einander rasch abwechselnden Perspektiven der Handelnden im Film leichter darstellbar sind. Nicht selten schaffen es die Gesetze der geometrischen Perspektive sogar, den inneren Monolog überflüssig zu machen. Ein Mann und eine Frau allein in einem Raum - man kann das so photographieren, daß sie einander bereits zu berühren scheinen, obwohl sie es gar nicht tun. Man kann zwei Personen sogar beim Geschlechtsakt so zeigen, daß sie sich unmißverständlich langweilen. Umgekehrt kann man bei zwei aufeinander zu rasenden Eisenbahnen, werden sie von

<sup>25</sup> auch hierfür findet sich eine Darstellung bei Laurence Sterne, gleich im Anschluß des in der vorigen Fußnote Erzählten, so daß sich diese äußerst moderne Art von Scheinverknötung mit gutem Recht auch als *Sternsche* oder *Englische Verknötung* bezeichnen ließe; denn nach der sonderbar verlaufenden Berührung am Ausgang des Konzerts laßt der Ich Erzähler der *Sentimental Journey* der Dame nach und "bat um Verzeihung für die Verlegenheit, in die ich sie gebracht hatte, indem ich ihr sagte, es sei meine Absicht gewesen, ihr Platz zu machen. Sie antwortete, dieselbe Ansicht habe sie mir gegenüber gelehrt; - so dankten wir uns gegenseitig. Sie stand gerade am oberen Ende der Treppe, und da ich keinen ihrer Kavaliere in der Nähe sah, bat ich um die Erlaubnis, sie zu ihrem Wagen führen zu dürfen. Während wir die Treppe hinabgingen, blieben wir auf jeder dritten Stufe stehen und sprachen über das Konzert und unser Abenteuer. - 'Auf mein Wort, Madame,' sagte ich, als ich ihr in den Wagen half, 'sechsmal habe ich mich bemüht, Sie hinauszulassen.' - 'Und ich habe mich sechsmal bemüht, sie hineinzulassen,' erwiderte sie. - 'Wollte der Himmel, sie würden es ein siebentes Mal tun,' sagte ich. - 'Von ganzem Herzen,' sagte sie und machte mir Platz. Das Leben ist zu kurz, um zuviel Zeit mit Formalitäten zu verlieren; ich stieg also augenblicklich ein, und sie nahm mich mit nach Hause..."

der Seite fotografiert, für ein Wunder halten, daß sie einander bei der Begegnung nicht in die Luft sprengen.

\*

Nach Scheinverknotungen begegnen wir oft dem starken Trennungsquink, am offensichtlichsten im Fall der aneinander vorbeifahrenden Eisenbahnen. Es drückt Enttäuschung aus, wenn die Hoffnung auf Begegnung groß war. Erleichterung wenn die Angst es war.

\*

Bei gewöhnlichen Interaktionen haben wir uns, indem wir zwischen Aktiv- und Passivform unterschieden, von sprachlich-grammatikalischen Mustern zu einer Klassifikation des Erlebens verleiten lassen. Auf ähnliche Weise läßt sich argumentieren, daß in den Scheinverknotungen eine von der üblichen abweichende Sprachmodalität zum Ausdruck kommt, die man als *konjunktivisch* bezeichnen könnte, im Gegensatz zur *indikativen* Modalität der gewöhnlichen Interaktion. Im konjunktivischen Modus ist man selbst bei einem realen Geschehen nicht richtig dabei, vielleicht weil man sich permanent in der Möglichkeitsform sieht. Natürlich bleibt auch im Konjunktiv der Unterschied zwischen aktiver und passiver Sichtweise bestehen. Schließlich können die an der konjunktivischen Interaktion Beteiligten sich in ganz verschiedenen Gedankenwelten bewegen. In der Regel ist das sogar in weitaus größerem Maße der Fall als bei den wirklichen, also den indikativen, rein physischen und im Physischen ganz aufgehenden klassischen Interaktionen.

\*

Die Scheinverknotungen gehören in der Belletristik zu den topologischen Figuren mit dem stärksten Gefühlspotential. Überhaupt stellt die Belletristik, ließe sich sagen, eine Scheinverknotung des Lesers mit dem Dargestellten dar. Sie ist nie real. Dennoch entwickelt man Angst, Hoffnung, sekundenlang sogar Erfüllung, wenn man sich vorstellt (oder auch gegen besseres Wissen nur vormachen läßt), das Beschriebene hätte die Qualität des Wirklichen<sup>26</sup>. Am Ende, wenn man das Buch weglegt, wenn man aus dem Kino kommt, gibt es natürlich doch die entscheidende Enttäuschung, wenn einem unmißverständlich klar wird, daß es sich um Lug und

---

<sup>26</sup> und genau dies, die Wirkung trotz aller Künstlichkeit, hat vielleicht Laurence Sterne (in *Tristram Shandy* mehr noch als seiner *Sentimental Journey*) als erster in aller Schärfe erkannt, inclusive des unverwundbar Albernens daran, um sie in die subjektive Substanz seines scheinbar ziel- und endlosen, den Leser verspielt immer wieder direkt ansprechenden gedanklichen Mäanderns zu verwandeln - auch insofern verdient er, als Namenspatron der in diesem Kapitel angerissenen Scheinverknotungen zu dienen.

Trug handelte. Zuweilen, nach einem ganz fiesen Gruselfilm, auch Erleichterung. Da ist man froh, daß die Begegnung nur im Konjunktiv stattfand. Manchmal möchte man auch beschwingt nach Hause reiten, ohne rechten Grund, vielleicht weil so schöne Pferde zu sehen waren, öfter aber wohl, weil einem ein Licht aufgegangen ist, auf Grund dessen man die Welt ein wenig anders, ein wenig hoffnungsfreudiger sehen kann. Das gehört dann zu den großen Momenten der Begegnung mit Literatur. Wenn man das Inspirieren von Hoffnung für eine der wesentlicheren Aufgaben der Kunst hält. Auch im Kino läßt sich das, ja, ja, erleben.

\*

Überhaupt wimmelt es in unseren Gehirnen von Erwartungen. Sobald man etwas wahrnimmt oder empfindet, melden sie sich. Wie kommt der Säugling dazu, zu schreien, wenn er Hunger hat? Wie kommt die junge Mutter dazu, sich daraufhin catullsch zu verwandeln und ihrem Baby die Brust zu reichen? Wieso nuckelt das Baby? Wieso kommt es, sobald das Baby zu schreien beginnt, so problemlos zur heroisch geschlechtlichen Vereinigung mit daran sich anschließender befriedigender Trennung von kleinem Mund und kleinem Ipsilon:

$$\begin{aligned} o \rightleftharpoons \oplus \leftarrow O &\Rightarrow o \rightarrow \oplus \leftarrow O \Rightarrow o \rightarrow \oplus \leftarrow t \Rightarrow o \rightarrow \oplus \leftarrow -1 \Rightarrow o \rightarrow \otimes \leftarrow -1 \Rightarrow (o \rightarrow \otimes \leftarrow -1) \Rightarrow \\ &\Rightarrow (o \otimes t)_{CM_{ax}} \Rightarrow (o \rightleftharpoons \otimes \leftarrow t) \Rightarrow o \rightleftharpoons \otimes \leftarrow O \Rightarrow o \rightleftharpoons \oplus \rightarrow O \end{aligned}$$

Eine Narronensequenz wie diese (im übrigen in einem genau dosierten Wechselspiel von Quinks und Antiquinks) muß irgendwo in uns bereits so festgeschrieben sein, daß wir sie erwarten. Und nicht anders sieht es wohl mit vielem aus, was das direkt Geschlechtliche umgibt. Aber auch das Kämpferische. Das Jägerische. Das Kundschafterische. Das Heimbauende. Hinter vielen unserer Tätigkeiten steckt eine Erwartung, die uns wohl weniger adressiert als angeboren ist. Angeboren vielleicht nicht in dem direkten Sinne, daß wir ihr bedingungslos unterworfen sind, wie ein Herz dem Schlagenmüssen, eher in dem Sinne, daß in uns eine Form angelegt ist, in uns eingeboren, die wir mit unserem Verhalten füllen können, füllen müssen. Insofern gleichen wir alle - Frauen wie Männer - einer Öffnung, auch in unserer Lebensplanung, die auf bestimmte Art, real oder dabei sich etwas vormachend, gefüllt zu werden erwartet.

\*

Aber leider und Gottseidank gibt es in uns nicht nur ein einziges Erwartungsmuster, das befriedigt werden muß. Begegnet man jemand Neuem, hat man oft eine Zeitlang die Wahl, ob

man sich verbrüdern, vereinigen oder gar kämpfen will. Oder heutzutage sich einfach gelangweilt stellen. Oder so fühlen. Dieser Zustand der Wahl ist ein sehr aufregender Zustand, zumindest sehr anregend, man fühlt sich als möglicher Gestalter der Zukunft, mag sein, daß die Langeweile, aus der heraus diese Wahl am Unvorhersagbarsten erscheint, nur wegen dieser inhärenten Aufgeregtheit so begehrenswert geworden ist. Aber irgendwann muß man sich entscheiden. Die Entscheidung ist die Kehrseite der Freiheit. Die Freiheit genießt man nur in einem Schwebezustand. Ein Zustand der Jugend ließe sich sagen. Eine Entscheidung macht mit der ewigen Jugend Schluß. Eine Entscheidung öffnet einen Weg und verschließt die anderen Wege. Befindet man sich auf einem Weg, ist man nicht mehr frei. Man muß ihm, muß einer Idee von sich selbst folgen. Man geht voran. Und ohne es zu wollen, ohne daß man auch nur einen Gedanken daran verschwendet hat, befindet man sich plötzlich im Stadium der Camusschen Absurdität. Indem mir eine Entscheidung eine Erfahrung aufschließt, schneidet sie mich zugleich von anderen möglichen Erfahrungen ab. Der Künstler kann zum Biedermann nicht mehr werden. Das ist bitter. Wenn ich jedoch die Entscheidung vermeide, so schneide ich mich dadurch von dem ganzen Bereich derjenigen Wahrheit ab, die man nicht erwerben kann, indem man sie nur entscheidungslos anschaut. Selbst daß die Götter gelegentlich zu kleinen Göttern wurden, fast schon Menschen, half ihnen nicht, das neu entstehende Menschliche zu verstehen. Nicht zuletzt deshalb sind sie Christus unterlegen. Der Zwang zur Entscheidung heißt aber nicht unbedingt, daß dieses Sich-Abschneiden von gewissen Wahrheiten einen endgültigen Verzicht bedeuten muß. Es gibt, so glaube ich, eine innere Struktur des Reichs der Wahrheit; und wenn wir die Erfahrung einer Entscheidung durchlaufen haben, so können wir am Ende wohl auch diejenige Wahrheit verstehen, deren Erfahrung wir uns versagt hatten. Ganz gewiß sind die topologischen Strukturen, von denen wir einen Teil aufgedeckt haben, Träger eines wesentlichen Teils dieser Wahrheit. Sogar der Krieger mag, wenn er seinen Kampf auf richtige Weise führt, im Begreifen seiner selbst am Ende ein wenig von den Gesetzen der Liebe ahnen. Aber dieser Prozeß kann leicht ein paar Jahrzehnte dauern.

\*

Aber die Mauern! An die man bei all seinen Anstrengung schon nach kurzen Wegen stößt. An denen man sich abarbeitet. Von denen man sich wie vor den Kopf gestoßen fühlt. Die einen an der Entfaltung dessen, was man eigentlich möchte, zu hindern scheinen. Gefügt aus dem Ballast von Jahrhunderten. Die einem die Sinnlosigkeit der eigenen Bemühungen erkennen lassen. Das Labyrinth des Minotaurus. Das einen zwingen will, auf seinem Platz zu bleiben. Um dort davon

zu träumen, einmal im Leben eine Pasiphae zu begatten. Die Mauern, die einen zwingen wollen, einen kleinsten Acker zu bestellen. Die einen bescheiden werden lassen wollen, obwohl die Welt einem doch so viel versprach. Und gleichzeitig nichts. Die einen, obwohl man ein Nichts ist, ganz klein machen wollen. Die einem nicht auf den großen Weg gelangen lassen wollen. Hinter denen nicht einmal welche sitzen, die wissen, warum sie einem den Weg versperren. Nicht einer von diesen Blockwarten weiß es. Nicht einer von diesen Langeweilern mit ihrem mickrigen Glück hinter den Mauern. Die einen jeglichen Weg symbolisch werden lassen. Zum Symbol immerhin wirklichen männlichen Glücks, könnten einige sagen. Vielleicht sind nur in der Kunst noch grade Wege möglich, vielleicht gibt es nur dort noch ein Hinein ins Neue, zumindest zeitweise in einen Bereich außerhalb der Mauern. Lächerlich die so gern gefeierten Künstler, diese Strawinskis, die das Alte mit dem Neuen organisch verbinden wollen. Mauermeister.

\*

Man bedenke die ungeheure Zuversicht der Drohnen, wenn sie ausschwärmen, die ausgeflogene Bienenkönigin zu begatten. Die Zuversicht jeder einzelnen, obwohl nur eine unter den vielen Tausend erfolgreich sein wird. Aber sie haben alle Grund zur Zuversicht, ihre direkten Vorfahren waren nämlich höchst erfolgreich. Die vorherige Bienenkönigin nämlich und die bei ihrer Befruchtung erfolgreiche Drohne. Und die wiederum sind Nachkommen eines ebenso erfolgreichen Paares. Jeder einzelne dieser zehntausend Drohnen steht in einer direkten genetischen Kette von zehntausend Sieger-Drohnen. Wie lange bereits gibt es Bienen? 10 Millionen Jahre bedeuteten eine linear erfolgreiche Kette von 10 Millionen Siegern. Und 10 Milliarden Verlierern als Ahnen für einen einzigen Stock. Von den Verlierern hat niemand etwas. Den Siegern kommt gar nicht zu Bewußtsein, daß sie unterliegen könnten. In ihren Genomen gibt es in Bezug auf die geschlechtliche Vereinigung nur den Sieg. Daher sind sie unermüdlich. Sie kennen keinen Selbstzweifel. Kein Weg kann ihnen zu lang sein. Sie würden bis zum Südpol fliegen. Bis sie wie Scott im ewigen Eis schließlich doch erfrieren. Bei den Drohnen gibt es keine Bewußtsein von Niederlagen. Wer unterlag vermehrte sich nicht.

\*

Viele betreiben die Kunst auf die gleiche Weise, wie man Radrennfahrer wird. Wenn man gesiegt hat und groß geworden ist, muß man sich wie ein Gott verhalten. Man hat Manager und Sekretärinnen. Es gibt eine ganze Kette von Regeln, wie man sich als so ein Gott zu verknoten hat. Selbst die Heiratsregeln sind anders. Sie sind uns womöglich ebenfalls inzwischen

eingeboren, waren es vielleicht schon immer. Das Bedürfnis ein Gott zu werden - als Speerwerfer. Als Philosoph. Als Rechtsanwalt. Als Politiker. Und sich dann wie einer zu verhalten. Zuerst muß man aber reich werden, sonst wird man in der Regel kein Gott. Gott werden wollen erstaunlich viele. Am Ende der römischen Republik waren es vielleicht 100, die nach alleiniger Diktatur strebten. Nur einer von ihnen ist eines natürlichen Todes gestorben: Augustus.

\*

Aber die Arbeitsbienen! Welche die Drohnen bis zu deren großen Flug versorgen. Auch sie sind zur Hälfte direkte Nachkommen einer Kette von 10 Millionen siegreichen Drohnen. Kein Wunder, daß sie dankbar sind. Die undankbaren, die schlaun sind inzwischen draufgegangen. Daß sie die Drohnen aufpäppeln, dem verdanken sie die Kunst ihres Fliegen. Sie fliegen kaum schlechter als die Drohnen. Aber ihnen verdanken sie ihre Fähigkeit, Honig zu sammeln. Ohne die bei der möglichen Begattung ins Absurde hinausstürzenden Drohnen wären sie Schleim geblieben. Kaum mehr als Amöben. Wehe dem Weib, das den unnützen Mann nicht zu äußerster Kühnheit päppelt, zu einem Äußersten an Beweglichkeit!

\*

Und die Erwartung einer auf Brautflug sich befindenden Libelle, befruchtet zu werden. Ein Praekonstrukt ihrer Erwartung, ein Traum von Verknotung, ohne von Verknotung zu wissen. Das ist bei uns Menschen kaum anders. Die Erwartung idealer Verknotungsverläufe sind uns eingeschrieben, nicht nur bei den sexuellen. Sie betreffen auch die Verbrüderungen, unser Zweikampfverhalten. Sie bestehen nicht aus realen Erwartungen, sie sind Formen, die wir zu füllen haben. Sonst werden wir sehr unglücklich. Denn ungefüllte Formen schmerzen.

\*

Am Geheimnisvollsten von allen scheint mir aber die Künstlerform. Was hat sie in uns angelegt (da Künstler im genetischen Sinne meist unfruchtbar sind, stellen sich da viele Fragen). Was in uns zerbirst, wenn wir sie nicht füllen können.

\*

Die Künstler vermehren sich nicht geschlechtlich. Daher ist ihnen ihre Bestimmung nicht angeboren wie den Drohnen. Die Gesellschaft merzt sogar die erfolgreichen Künstler aus. Das Pantheon der größten Künstler - wie Benn sagt: eine bionegative Olympiade. Kinderlos. Einsam.

Im Sterben allein. Die Gesellschaft läßt in der Regel nur den schmarotzenden, den plagiierenden Künstlertyp zu Reichtum kommen und im üblichen Sinne befriedigend überleben. Aber nicht ausschließlich: Monet und Rodin sind reich geworden, ebenso Picasso und Warhol. Trotzdem sehr seltsam, daß die Fackel der Kunst immer noch brennt. Daß immer neue sie immer noch aufnehmen wollen. Sie tun es nicht, weil ihre Eltern Künstler gewesen sind. Oder weil sie sich in einer siegreichen Reihe von zehn Millionen Künstlergehirnen genetisch immer mehr verfeinert haben. Obwohl schon eine Rolle spielte, daß die Eltern von Mozart beachtliche Musiker waren. Meist gelangt das Kind solcher Eltern aber über das Wunderkindige nicht hinaus. Und Mozart blieb wieder kinderlos. Wie Beethoven. Nein, sie kommen nicht aus einer Kette genetisch Erfolgreicher. Das Gegenteil ist der Fall. Die Menschheit hat die Künstler ausgerottet, sobald sie einen zu Gesicht bekam. Sie tut es immer noch. Er müßte längst ausgestorben sein. Aber daher werden Künstler nie die Selbstsicherheit der dümmsten Drohnen haben. Sie sind voller Zweifel, an sich und an dem, was sie tun.

\*

Davon mehr auf den nächsten Seiten. Auf den nächsten paar, ach, paar Tausend Seiten.

\*\*\*

### III. ANHANG: MÖGLICHE ERWEITERUNG DES GRUNDFORMALISMUS

#### A. FREUDSCHE UND PLATONISCHE ERREGUNGEN

Es lohnt sich, nach diesem Exkurs ins Allzumenschliche noch einmal die Basis unseres Formalismus zu untersuchen. Gleich zu Beginn dieser Arbeit wurde nachdrücklich bemerkt, daß die von uns bezeichneten Erregungszustände nur formaler Art seien und wir ihre psychischen Wertigkeiten nur als eine von vielen möglichen Interpretationsformen zu betrachten haben. Eine, die uns freilich hilft, gewisse dem Menschlichen entnehmbare Affinitäten leichter zu verstehen, als würden wir das Gleiche in einem System von Nullen und Einsen darstellen wollen. Dabei gingen wir von dreiwertigen bzw. dreigeschlechtlichen Erregungszuständen *up*, *down*, *bored* (bzw. Pfeil  $\uparrow$ , Öffnung  $O$  und Langeweile  $\Psi$ ) aus, die mit den drei möglichen Ladungen *heran*, *weg* und *neutral* (also von  $\rightarrow$ ,  $\leftarrow$  und  $\rightleftharpoons$ ) 9 mögliche Quirkzustände ergaben, aus denen wir 81 Quirk-Antiquirkpaare (die sogenannten Quinks) zu konstruieren vermögen. Bei den Ovidischen Transformation führten wir dazu das kleine Ipsilon  $\iota$  und die kleine Öffnung  $o$  ein. Definieren wir nun zusätzlich eine *kleine Langeweile*  $\psi$ , zu der wir ruhig auch Kants *interesseloses Betrachten* zählen dürfen (wie es zuweilen einem gesättigtem Säugling vor dem Einschlafen zu eigen ist), ließe sich hier ebenfalls eine komplette Hierarchie von Erregungen bilden, so daß wir dann über zwei verfügten. Die erste, bestehend aus Pfeil  $\uparrow$ , Öffnung  $O$  und Langeweile  $\Psi$ , wäre mit *starkem Geschmack* ausgestattet, die andere (also Kleiner Pfeil bzw. Kleines Ipsilon  $\iota$ , Kleine Öffnung  $o$  und Kleine Langeweile  $\psi$ ) hätte *schwachem Geschmack*, wobei den nichtmoravischen Erregungen schwacher Ausprägung als Grundmetaphern Brustwarze (bzw. Klitoris) und Mund entsprächen. Da wir jedem dieser Zustände drei Ladungen  $\rightarrow$ ,  $\leftarrow$ ,  $\rightleftharpoons$  zuordnen können, hätten wir zwei Quirksätze mit je 9 Quirks, einer davon mit starkem, einer mit schwachen Geschmack, insgesamt also 18 Quirks, aus denen sich wiederum (von Entartungen und Dopplungen abgesehen) 324 Quinks ergäben, woraus sich entsprechende Narronen bilden ließen. Als Beispiele mögen  $\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow \iota$  gelten, der Zweikampf zwischen großer und kleiner Erektion, zwischen Penis und Brustwarze also gewissermaßen, oder  $\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow o$  die Verbindung von Pfeil und kleiner Öffnung (also zwischen Penis und Mund), die man beide auf vielfältige Weise im menschlichen Interaktionskosmos wirkend entdecken kann. Dieser mathematischen Erweiterung unseres Modells entspricht die Einführung einer zusätzlichen Quantenzahl (zuzüglich zu Geschlecht und Ladung), die wir als "*Geschmack*" oder englisch "*taste*" bezeichnen, welche die Größe 1 und  $\frac{1}{2}$  anzunehmen vermag.

\*

Fügen wir diesen Erregungen formal eine "*geschmacklose*" Variante mit *taste* = 0 hinzu, in der sich die Erektion als Berg  $\uparrow$  ausdrückt, die Öffnung als See  $\approx$  und die Langeweile etwa als Acker  $\Psi$ , hätten wir einen formalen Zugang zu gewissen Elementen der Traumdeutung, in der sich geschlechtliche Affinitäten

auf relativ lineare Weise in Objekte umsetzen, mit denen die Traumarbeit auf belletristische Weise ähnlich spielt wie Pfeil und Öffnung es miteinander oder mit ihresgleichen im gewöhnlichen Leben tun. Der Berg könnte auch für einen Baum stehen oder einen Turm, der See für Brunnen, Teich oder ein zu durchquerendes Meer, und der Acker wiederum für Ebene, Steppe, Savanne, also nacktes Terrain, aber auch für eine so ambivalente Erscheinung wie einen Hügel, der in Art der Langeweile jederzeit ins Männliche oder Weibliche umschlagen kann, und nicht zuletzt sogar für Nietzsches berühmte wachsende Wüste, die in diesem Falle eine Wüste der Gleichgültigkeit wäre. Daraus ergäbe sich ein dritter Satz von Erregungen, denen wir, da er sich im Bereich unserer Phantasien abspielt, ebenfalls ruhig eine Ladung zubilligen könnten (in dem Sinne, daß ein Berg auf einen zukommt, oder sich von einem entfernt, wobei letzteres bedeuten mag, daß man ihn nie erreichen wird), so daß unsere System bereits  $3 \times 9 = 27$  Quirks und dementsprechend  $27 \times 27 = 529$  Quinks enthält.

\*

Ein derartig differenzierter Formalismus sollte ausreichen für Interaktionen, die von unseren animalischen Instinkten, unseren primären neuronalen Reflexen ausgehen. Im gesellschaftlichen Bereich dürfte es sich jedoch als sinnvoll erweisen (nicht zuletzt, um den Vorwurf eines allzu rigorosem Biologismus lässig abprallen zu lassen), einfach eine weitere Quantenzahl einzuführen, welche den Bereich von Geld, Macht und Geist umschreibt, den Bereich also, von dem viele zurecht behaupten, er strukturiere unsere Gesellschaften in Form der Klassenfrage stärker, als es rein biologische Interaktionsmodelle bewirken können. Nennen wir diese Quantenzahl "*charm*", läßt sich mit ihr - zusätzlich zu den *nicht* mit *charm* versehenen bekannten (mit also *charm* = 0 gekennzeichneten) und nunmehr als *uncharmant* bezeichnbaren - eine neue Klasse "*charmanter*", also mit "*charm*" (oder genauer *charm* = 1) versehener Erregungen einführen, die wir aus verständlichen Gründen auch als *platonische Erregungen* bezeichnen könnten. Wobei dem einfachen Pfeil die durch einen Doppelpfeil symbolisierte "*Macht*"  $\hat{=}$  entspräche und der Öffnung diejenige Größe, mit der sich die Macht am liebsten vereinigte, die wir wiederum als großes Omega  $\Omega$  bezeichnen, gelegentlich auch als "*Menge*", in etwa also dem, was uns bei Homer als "*demos*" begegnet. Ordnen wir dem platonischen Langweilestadium das große Phi  $\Phi$  zu, bleibt noch zu überlegen, wo zwischen Macht und Menge diese Form der Langeweile angesiedelt sein könnte - nicht die unbrauchbarsten Kandidaten wären gewiß in "*Justiz*" und "*Polizei*" zu finden. Blicke übrig, den nicht mit *charm* versehenen, den uncharmanten bisher untersuchten *unplatonischen* Erregungen, einen positiv besetzten Namen zu geben, vielleicht tut es der simple Begriff "*Freudsche Erregung*." Mit dieser Erweiterung lassen sich auf einfache Weise Narronen vom Typ  $\hat{=}\rightarrow\oplus\leftarrow\Omega$  (Begegnung von Macht und individueller Öffnung), oder  $\hat{=}\rightarrow\oplus\leftarrow\Omega$  (Begegnung von individuellem Pfeil und Menge - also der etwa von Sportler und ihn vorantreibenden Massen oder der von Schauspieler und Publikum) in unseren Formalismus einbeziehen.

\*

Ebenso wie wir den uncharmanten *freudschen* Erregungen Pfeil, Öffnung und Langeweile sowohl einen *starken* und *schwachen Geschmack* als auch einen *geschmacklosen* Zustand zubilligten, könnten wir dies auch mit den charmanteren *platonischen* tun. Zu der mit *starkem* Geschmack (*taste* = 1 ) versehenen Hierarchie von Macht  $\uparrow$ , Menge  $\Omega$  und Polizei  $\Phi$  würde sich dann eine von *schwächerem* (*taste* =  $\frac{1}{2}$ ) und eine *geschmacklose* (mit *taste*=0) beigesellen. In ersterer ließe sich der im Verhältnis zur Macht nach Schwäche schmeckende "Geist" unterbringen, den wir vielleicht mit der Zahl Eins "1" bezeichnen sollten (sowohl dem "Einen" des Parmenides verwandt, als auch dem "Unum" des Duns Scotus); bliebe noch die Entität, mit welcher sich der Geist am liebsten vereinigen würde, das wäre wohl die *Unwissenheit* oder die *Dummheit*, der wir wegen ihrer Beziehung zur Menge das kleine Omega  $\omega$  verleihen könnten; und schließlich das kleine Phi  $\phi$ , ein Stadium zwischen dem durch die Eins 1 repräsentierten Geist und der Dummheit  $\omega$ , für welches nicht zuletzt der Journalistenberuf typisch wäre. Das kleine Phi  $\phi$  stände also gewissermaßen für "Presse", die in manchen Gesellschaften ja auch, so unserem System gefällig entsprechend, als schwache Form der Polizei begriffen wird<sup>27</sup>. Im *geschmacklosen* Zustand (*taste*=0) ließe sich die erektive Erregung als *Geld* H bezeichnen (da das Geld angeblich die Welt beherrscht, können wir hier guten Mutes gleich das Jupiterzeichen wählen), die Öffnung als *Markt*  $\infty$  (wegen seiner unendlich rätselhaften Natur steht hier das Unendlich-Symbol) und den gelangweilten Zustand als die unter dem Zeichen Merkurs versammelte *Kaufmannschaft*  $\Delta$ , die sich auch in Begriffen wie *Handelskammer* oder *Börse* umreißen ließe. Daß eine Geschmacklosigkeit wie Geld in den Träumen der meisten heutzutage offenbar den gleichen Stellenwert einnimmt wie in primitiv-archaischer Zeit die mit Geschmack nicht versehenen Berg, Acker und See, und daß die von Geld dominierten Hierarchien in Ergänzung des Archaischen eine Art Grundsubstanz des uns jederzeit Umgebenden ausmachen, fügt sich ebenfalls recht gefällig in unser Muster. Mit dieser Ausweitung durch Begegnungen beispielsweise vom Typ  $1 \rightarrow \oplus \leftarrow O$ , (Geist und Öffnung),  $\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow \phi$  (Macht und Presse),  $1 \rightarrow \oplus \leftarrow \Phi$  (Geist und Polizei),  $H \rightarrow \oplus \leftarrow O$  (Geld und Öffnung),  $1 \rightarrow \oplus \leftarrow 1$  (Geist und Brustwarze) und die daran geknüpften Verfolgungen, Jagden und Vereinigungen dürften all diejenigen auf ihre Kosten kommen, die ein einfach freudsches Erklärungsmodell der Welt für uncharmant und unappetitlich halten oder zumindest für noch weitgehend erklärungsbedürftig<sup>28</sup>.

<sup>27</sup> hier findet endlich auch Schönbergs lustige These (siehe Fußnote Nr. 10) vom Geist, der die "Unlust" nicht kennt, und den "geschlechtslosen Engeln", die seiner Ansicht unsere "Übernatur" bilden, ihren angemessenen Ort. So sehr Schönberg das Geschlechtliche in seiner Theoriestrengung verneint, so sehr bleibt sie doch den Leidenschaften des Ehrgeizes, die den Geist gewöhnlich nun einmal kennzeichnen, unterworfen. Davon spricht deutlich auch Schönbergs Biographie. All die Gruppenbildungen der Zwölftonmusiker, ihre kämpferischen Haltungen gegenüber konventionell Komponierenden, seine Lehranstrengungen, die Bildung einer Schule von Anhängern, all diese Vereinigungs- und Verbrüderungsbemühungen, in denen man sich von der Konkurrenz nicht nur abgrenzen sondern diese auch übertrumpfen will, sprechen von dieser ins intellektuelle verschobenen "charmanten" Geschlechtlichkeit. Wobei immer die *Presse* um Einflußnahme im Konkurrenzkampf gebeten wird, damit man sich zumindest einen Platz in der sogenannten *Geschichte* sichern kann. Daß sein langjähriger Schüler H. Eissler, nachdem er erkannt hatte, daß auf die Gutartigkeit der Presse in diesem Kampf nicht zu zählen ist, sich schließlich wirklicher *Macht* andiente und sein Programm sogar mit Hilfe der *Polizei* durchsetzen wollte, ist da nur konsequent. Schon die Antike weigerte sich zu vergessen, daß die Schüler des harmlosen Pythagoras in Unteritalien die bösartigsten Diktaturen errichtet hatten.

<sup>28</sup> wobei noch einmal darauf hingewiesen werden soll, daß das Kommutativgesetz insbesondere für die auf Vereinigung zielenden Verknüpfungsbemühungen gewöhnlich nicht gilt, weil dort starke Asymmetrien zu finden

\*

Im übrigen muß noch einmal daran erinnert werden, daß unsere Benennungen Hilfskonstruktionen sind, die gewisse formale Möglichkeiten zwar begrifflich auffächern, daß es sich aber nach wie vor nur um ein formales System handelt, in welchem das ursprünglich Dreigeschlechtliche von Pfeil, Öffnung und Langeweile durch zwei Quantenzahlen erweitert wurde. Selbstverständlich ist kein Problem, dies durch die Einführung einiger weniger weiterer Quantenzahlen so weit zu differenzieren, daß dieses Modell dem differenziertesten Soziologenjargon überlegen ist, aber das ist nicht der Punkt. Ich meine, daß die so entstehenden erweiterten Grundmuster sich trotzdem immer wieder auf die archaischen Interaktionen reduzieren lassen, daß sie bei einem Zusammenbruch des schönen platonischen Scheins sogar immer wieder darauf reduziert werden *müssen*<sup>29</sup>. In diesem Sinne könnte man die *platonischen* Erregungs- und Quinkzustände als aus *freudschen* zusammengesetzte bezeichnen, was ja auch in den Begriffsbildungen der *Menge* (oder der canettischen *Masse*) bereits angedeutet ist. Man könnte sagen, daß sich eine Reihe *uncharmanter* Interaktionen dabei unter gewissen Umständen zu einer *charmanten* zusammensetzen lassen. Und umgekehrt: eine *charmante* Beziehung wird sich am Ende stets auf Serien von *uncharmanten* Kleinstinteraktionen zurückführen lassen, die aufeinanderfolgen oder gleichzeitig wirken, in einem unbegreifbaren Durcheinander, und das Interaktionsverhalten entscheidend bestimmen. Was andeuten soll, daß auch im das Publikum immer wieder von neuem interessierenden Zweikampf zwischen Geist und

---

sind: wenn der Geist auf die Menge nach dem Muster  $(1 \rightarrow \oplus \leftarrow \Omega)$  zukommen möchte, hat er an sie andere Erwartungen als die Menge vom Geist, d.h.  $(1 \rightarrow \oplus \leftarrow \Omega) \neq (\Omega \rightarrow \oplus \leftarrow 1)$ . Solche Asymmetrien sind auch insofern bemerkenswert, als sich in ihrem Bereich auf Grund mannigfaltiger Täuschungen und Mißverständnisse wahre Schlachtfelder entwickeln, die von der Belletristik natürlich gern verarbeitet werden. Das gilt schon bei der gewöhnlichen Geschlechtlichkeit, wo man das (zuerst wohl von Ibsen und Strindberg in seinem manchmal höllischen Ausmaß erfaßte) Geschehen auf diesem Schlachtfeld oft als "*Geschlechterkampf*" bezeichnet.

<sup>29</sup> Man kann sich den Übergang zum *Charmanten* vielleicht so vorstellen, daß sich die uncharmanten Interaktionen in einem einigermaßen funktionierenden gesellschaftlichen Gefüge weitgehend neutralisieren und höchstens noch auf eng begrenzten Terrains zu Wirkung gelangen, so daß aus der Distanz gewöhnlich nur ihre charmanten Erscheinungsformen wahrnehmbar sind. Einen ähnlichen Effekt (anders als das meiste in diesem Text orientiert sich diese Analogie allerdings nicht an der Quantenmechanik, sondern sie entspricht konventionell klassischen Denkweisen, in denen die Kontinuität physikalischer Vorgänge ganz naiv unhinterfragt bleibt) beobachtet man in der Physik, wo sich z.B. bei chemischen Bindungen oder beim Entstehen von Kristallstrukturen die elektrostatischen Kräfte zwischen einander entgegengesetzten Ladungen derart neutralisieren, daß sie, auf Grund gewisser räumlicher Asymmetrien, nur noch in Form weit schwächerer *Dipolkräfte* nach außen wirken, die nicht mehr mit dem Quadrat der Entfernung sondern mit deren vierter oder sogar der achten Potenz abnehmen, die man also nur in winzigsten Entfernungen spüren kann, wobei sie zudem noch richtungsabhängig sind. So schwach diese übrig gebliebenen sogenannten *van der Waalschen Kräfte* im Vergleich zu den sie verursachenden *elektrostatischen* auch sein mögen, so bedeutend ist ihr Wirken in der uns umgebenden Wirklichkeit: ihnen verdanken nicht nur flüssige Oberflächen ihre Struktur (z.B. verursachen sie das irisierende Schillern von Ölflecken), sondern auch das Innere der Lebewesen ist weitgehend von ihnen bestimmt: das ganze biochemische Einmaleins findet in leicht salzigen Flüssigkeiten statt, in denen sich die Dipolmomente der in ihnen herumschwebenden Moleküle in einem so labilen, unberechenbaren Gleichgewicht befinden, daß schon winzige Temperaturerhöhungen in Form von Fieber zu Katastrophen führen können. Dennoch - und das da zu Tage tretende Prinzip betrifft auf sonderbare Weise womöglich auch unsere Theorieanstrengung - sind diese *van der Waalschen Kräfte* als Basis einer Formulierung des Elektromagnetismus ganz ungeeignet, weil sie nur in Zusammenhängen zu Wirkung kommen, in denen die eigentlichen, viel stärkeren Kräfte sich weitgehend neutralisieren. Es lassen sich also die van der Waalschen Kräfte wohl aus den viel einfacher strukturierten elektrostatischen herleiten, aber es geht nicht in umgekehrter Richtung. Vielleicht erklärt dies das Versagen allzu charmanter Denkweisen in Bereichen, in denen das *Uncharmante* wieder Überhand zu gewinnen droht.

Macht  $\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow 1$  (Napoleon trifft Goethe) in dem Moment, in dem es auf Leben und Tod geht (und sich nicht, wie im Falle Napoleons und Goethes, einander elegant ausgewichen wird) wieder die Muster des heroischen männlichen Zweikampfs in aller Brutalität zum Zuge kommen wird, der in der Überführung eines der Kämpfers in den apathischen Zustand  $\pi$  enden muß. In der Regel ist es der Geist, ist es Jessenin, der einem Stalin unterliegt. Aber mitunter wird auch ein Ludwig von einem Montesquieu geköpft.

\*

Bleibt zu klären die Rolle des *Geldes*. Liegt ihm wirklich lediglich eine neue Quantenzahl der Erregung zu Grunde? Die Belletristik meint gewiß, daß Reichtum einen der Macht oder dem Geist entsprechenden attraktiv bzw. abstoßenden Reizzustand ausdrückt, und dementsprechend haben wir unsere kleine Theorie auch im Platonischen auf triviale Weise ins Geschmacklose ausgedehnt. Ich würde aber zugleich einen anderen Annäherungsversuch vorschlagen, der die Natur des Geldes stärker berücksichtigt. In unserer anthropologischen Exkurs hatten wir den Chrononen des Chronos und den Aionen des Uranos gewisse mit Zeit verbundene Wertigkeiten zugebilligt, die wir in unserem System als Zeiteilchen mit ebenfalls starkem und schwachem Geschmack (also T und t) bezeichnen könnten (wobei die Aionen das t bekämen, weil sie trotz ihrer astronomischen Größenordnung von uns schwächer wahrgenommen werden und gewöhnlich nur im geistreichen Geplapper der kleinen Öffnung, des Mundes, zu irgendwas für uns Faßbarem werden). Ich kann mir vorstellen, daß nicht das Geld direkt, aber seine Vernichtung im charmant platonischen Weltzusammenhang die Rolle dieser Zeiteilchen spielen könnte. Als etwas, gegen dessen Widerstand sich sowohl Macht, Geld als auch Geist behaupten müssen um zu einer phallusartigen Gestalt zu gelangen. In diesem Falle läge dem kalauerhaften Spruch *Time is money* mehr Wahrheit zugrunde, als man vielleicht wahrhaben möchte - insofern jedenfalls, als Zeit das durch mühsame Arbeit (in Form einer der Welt durch phallische oder häusliche Anstrengungen mit Hilfe von gleichgültig gewordenen *Arbeitern* abgerungenen *Mehrwert* etwa, wie er in John von Neumanns pathetischem Versuch einer Mathematisierung der Ökonomie noch einmal zur Geltung kam) angehäuften Geld rasch wieder vernichten kann.

\*

In diesem Sinne wäre die Geldvernichtung eine Aktion Gaias oder des Uranos. Ebenso wie die *platonischen* Erregungszustände sich auf eine Summe von *freundschen* reduzieren ließen, wäre die platonische Geldvernichtung Ausdruck einer Summe von virtuellen an die Zeit gekoppelten Interaktionen, die wir gewöhnlich kaum wahrnehmen. Daher läßt sich auch von der Großen und der Kleinen Geldvernichtung sprechen, was seine positive Entsprechung im *Großen Geld* G der Macht (einst wohl Industrie und Großgrundbesitz) und dem *Kleingeld* g des Geistes hätte (zusätzlich zum gewissermaßen nur gleichgültigen Geld klein Gamma  $\gamma$  der Kaufmannschaft). Das *Große Geld* G und seine Vernichtung hätte mit den Größenordnung des von Erdbeben, Asteroideneinschlägen und Hochwasserkatastrophen angerichteten Schadens zu tun (mit dem Wirken also des Uranos), aber auch dem von Kriegen und

extremer staatlicher Mißwirtschaft durch die Macht, die sich ja in ähnlicher Größenordnung bewegen, mit mehreren Milliarden unserer Geldwerteinheiten also. Während sich das klassische *Kaufmannsgeld*  $\gamma$  (wie das der städtischen Immobilien) mit einigen mehrstelligen Millionen begnügt und das *Kleingeld*  $g$  und seine Vernichtung mit unserem täglichen Bedarf verbunden ist, mit Obdach und Nahrung (mit welchen wir uns gegen den durch Gaia bewirkten Zerfall unseres Lebens zu Wehr zu setzen versuchen), also ein paar zehn Tausenden unserer Geldeinheiten, seien es nun Drachmen, Sesterzen, Franken, Mark oder Dollars.

\*

Die Einführung der mit *charm* versehen *platonischen* Erregungen erhöht die Zahl möglicher Quirks und Quinks ein weiteres Mal auf nun sechs mal neun, also 54 mögliche Quirkzustände, aus welchen sich wiederum  $54 \times 54 = 2916$  Quinks ergeben. Jedes dieser Quinks repräsentiert menschliche Erfahrungen, die in ihrer Raffinesse nicht weniger komplex und reichhaltig sind, als die von uns grob untersuchten archaischen Interaktionen. Daß auch nur der Anriß des dabei Möglichen den Rahmen dieser kleinen Arbeit überschreitet, ist klar, von einer Theorie des Geldes und der Volkswirtschaften, die darin ja enthalten sein müßten, ganz zu schweigen. Andererseits wird man unter den möglichen Kombinationen kaum eine entdecken, die nicht schon einmal von einem Werk der Belletristik zum Hauptthema erkoren wurde. Diese also (schließt man reduzible oder entartete Zustände von diesen 2916 aus) etwa 2000 Interaktionen stellen in etwa den Kosmos des von Menschen Erleb- und Erzählbaren dar<sup>30</sup>. Isoliert und einzeln sind diese Verbindungen in einer Erzählung gar nicht recht ausdrückbar, weil in ihnen jederzeit die archaischen Grundinteraktionen zum Vorschein kommen können. Daher beschäftigt sich die Belletristik oft mit der Reduktion zivilisierter platonischer Zusammenhänge auf Archaismen. Insofern können wir uns fürs erste mit der Darstellung des Archaischen, auf das immer wieder zurückgegriffen wird, zufrieden geben und es der Belletristik weiterhin überlassen, das Terrain effizient zu erweitern.

\*\*\*

---

<sup>30</sup> Balzac fand zugleich nötig und ausreichend, seine *Comédie Humaine* - deren erste Idee ihm übrigens "*zunächst wie ein Traum*" kam, "*wie eines jener Projekte, die man streichelt und dann wieder davonfliegen läßt; wie eine lächelnde Schimäre, die ihr Frauenantlitz zeigt und gleich wieder die Flügel entfaltet und in einen phantastischen Himmel aufsteigt.*" (H. de B.: *Vorrede zur Menschlichen Komödie*; deutsch im Diogenes Verlag, Zürich 1998) - mit ca. drei- bis viertausend Charakteren zu bevölkern. Diese Zahl, meinte er, könne das Interaktionsspektrum einer jeglichen Gesellschaft belletristisch erfassen, wobei er annahm, unsere Gesellschaften würden die Individuen auf ähnliche Weise sich ausdifferenzieren lassen wie die Natur es einst mit dem Tierreich gemacht hat. Daß er sich dabei die wirkliche Zahl der dadurch möglichen Interaktionen (in etwa also unserer Quinks) dieser drei- bis viertausend Charaktere nicht in voller Schärfe vor Augen geführt hat, ist ihm nicht vorzuwerfen, im Gegenteil, sie hätte den Rahmen seines das Menschenmögliche ohnehin übersteigenden Unternehmens um Zehnerpotenzen gesprengt und es lächelnde Schimäre bleiben lassen. Tatsächlich hat er nur eine Auswahl von ebenfalls etwa drei- bis viertausend Interaktionsmöglichkeiten erfaßt, da viele der Charaktere, so verschieden sie sind, in ihrem Verhalten gegenüber anderen lediglich Doubletten darstellen. - Proust, auf dessen ewig fliehender Albertine bereits Bezug genommen wurde, kam dagegen schon mit nur circa 500 Charakteren aus, wobei er den Relationen des Ich-Erzählers zu ihnen den meisten Raum einräumte - der Kern seiner *Recherche* bilden genau diese 500 Quinks.

Es lohnt sich dennoch, bei, wenn nicht den vielen Quinks, so doch ein wenig länger bei einigen der platonischen Grundreize zu verweilen, bei den Grundgegebenheiten also der platonischen Erektionen *Macht, Geld* und *Geist*, sowie denen der platonischen Öffnungen *Menge, Markt* und *Dummheit*, und schließlich ihren langweilenden Formen *Polizei, Presse* und *Kaufmannschaft*, deren mannigfaltige Ausformungen uns täglich zu irgendwelchen Haltungen und oft lautstark geäußerten Meinungen veranlassen. Es lohnt sich vor allem, weil sie den Rahmen dessen abstecken, worin sich unser gesellschaftliches Leben abspielt, in den also unsere das Zusammenleben regelnden verfassungsmäßigen Strukturen eingebettet sein müssen. Dabei sind weniger die erektiven bzw. die langweilenden platonischen Erregungen rätselhaft, als vielmehr die auf der verallgemeinerten Öffnungen beruhenden Gegenpositionen *Menge, Dummheit* und *Markt*, die, wie viele meinen, unser Welt auf entscheidendere Weise strukturieren als *Geist, Geld* und *Macht* (von *Presse, Polizei* und *Kaufmannschaft* ganz zu schweigen) es gewöhnlich wahrhaben wollen.

\*

Das größte aller Rätsel ist dabei auf Erden das große Omega  $\Omega$ , die sogenannte *Menge*, von der wir behaupten, sie stelle das starke platonische Pendant der Öffnung dar. Die Menge, die Masse, *la foule, the crowd*, das Unheimlichste, dem wir als Einzelne in dieser Welt begegnen. Wo wir überrascht sind, sowohl wenn wir selber auf einmal Teil einer solchen Menge werden, als auch wenn wir ihr plötzlich wehrlos ausgesetzt sind. Deren alles umfassenden Geschmack wir chancenlos gegenüberstehen. Die sich in Begriffen wie dem Patriotischen, dem Völkischen, der Nation, der Rasse oder, zeitgemäßer, dem menschlichen Genpool fortsetzt. In dem alle Bemühungen um Auszeichnung, in dem eine jede Erektion unweigerlich ebenso endet, wie der süße Regentropfen im salzigen Meer. Die man allzugern wegerklären, zum Atavismus erklären möchte, um sie in Ciceros Gemeinschaft der Guten oder Gutgesinnten aufgehen zu lassen, in Träger von Kants kategorischen sich nach ewigen Frieden sehnenen Imperativ. Aber das gelingt nie. Stellt der Buchstabe Alpha stets den Beginn einer jeglichen menschlichen Anstrengung dar, so endet sie doch ebenso gewiß stets im großen Omega. Der Menge liegt soviel Archaisches und nichtverstanden sowohl Gewalttätiges als Weises zugrunde, daß die Gewalttätigkeit des Kriegers ein Kinderspiel dagegen ist und die Vergewaltigung einer Lucrezia ein lustiges Interludium. Und sie läßt sich weder von *Polizei, Presse* noch *Kaufmannschaft* gängeln, höchstens von *Geist* und *Macht*. Aber auch diese Bändigung ist, wie die Geschichte zeigt, nur von kurzfristiger Dauer, die Menge entzieht sich der Verheiratung mit der *Macht* irgendwann stets mit einem schwachen Trennungsquink:

$$(\uparrow \rightarrow \oplus \leftarrow \Omega) \Rightarrow (\uparrow \otimes \Omega)_{C_{Max}} \Rightarrow (\uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow \Omega) \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \otimes \leftrightarrow \Omega \Rightarrow \uparrow \leftrightarrow \oplus \rightarrow \Omega$$

Dann wird Mussolini aufgehängt, wird Churchill nicht wieder gewählt. Der Hund darf dann noch bellen, die sogenannte Karawane, das große  $\Omega$ , zieht weiter.

\*

Das Kind von Macht und Masse ist der Staat, dasjenige von Geist und Dummheit das Wissen, das von Geld und Markt die Volkswirtschaft.

\*

Es ist leicht, sich als Vertreter des Geistes über diese Menge, über das große Omega, zu erheben und ihr jegliche Existenzberechtigung abzuspochen. Jedem ästhetischen, jedem ästhetisch-politischen Empfinden ist sie widerlich. So widerlich, daß man sie *umerziehen* möchte. Daß man sie umerziehen muß, damit das Völkische nicht destruktiv wird. Dies klingt in einer jeden platonischen Weltsicht nur zu richtig. Es klingt gefällig. Solche Aussage hat jederzeit *Charm*. Und selbstverständlich will diese Arbeit nicht die dem entgegengesetzte Position verklären, die nur in Volk oder Nation die Erfüllung des Geistes entdecken kann. Die nur in Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Individuum und seiner Opferung für die Nation irgendeinen Sinn entdecken kann. Dennoch sollte man bedenken, daß der aus der Summe von allem Völkischen sich ergebende, sagen wir ruhig mal schick: genetische Pool in seinem Verhältnis zum langen Kampf mit Gaia gesehen muß, auch im Zusammenhang von Gaias Kampf gegen Uranos, der diesen Planeten nur durch einen für uns glücklichen Zufall so etwas wie Leben beschert hat. Ein Glück, das jederzeit auf radikalere und unwiderruflich böhere Weise zusammenbrechen kann - eine winzige Änderung der Sonnenaktivität reicht -, als das europäische Moralgefüge durch die disastösen Geschehen unseres Jahrhunderts. In einem Kampf, in dem keine Gemeinschaft der Guten und Verständigen irgendetwas zu bewirken vermag, sondern nur ein an äußerstes Überlebenwollen gekoppelter Biologismus, der sich jeden Träger der Macht, jeden Träger des Geistes, jeden schönen Schein einverleiben muß, um sich eine minimale Chance zu bewahren. Das Leben auf Erden, das einzige womöglich im ganzen Universum, haftet an einer erschreckend dünnen Oberfläche. Daß es überhaupt noch existiert, grenzt an ein Wunder.

\*

Selbstverständlich bildet sich der Geist, bildet die I sich ein, daß die Menge, daß das große Omega lediglich ein weiterer Gegenstand des von ihm Untersuchten ist. Daß sie Teil der Unwissenheit, der Dummheit des Unverstandenen ist, kurzum: der Geist möchte das große Omega stets zum Teil des kleinen Omega machen; zu etwas, das sich verstehen läßt, wenn sich die gerichtete Brillanz eines Denkens mit ihm vereinigt. Aber dem großen Omega ist das kleine vollkommen gleichgültig. Es steht ihm nicht weniger gelangweilt gegenüber, wie die Macht dem Geist. Die Geschmacklosigkeit des auf dem gewöhnlichen Markt Erhältlichen spielt ohnehin keine Rolle, sie stellt sich immer wieder und von allein jederzeit ein. Am interessantesten am kleinen Omega ist vielleicht, warum sich der Geist die Dummheit als

Öffnung vorstellt, als etwas, was er durchdringen kann. Kants berühmter Spruch von der "Frau, die ihr Geheimnis nicht verrät" verrät freilich deutlich die Richtung. Das Unbegriffene ist stets die Natur, der man durch seinen Geist ein gewisses Maß an Rationalität abgewinnen kann. Die Natur als Weibliches. Der Kosmos als etwas Weibliches. Die Kirche, die Menschheit als etwas Weibliches. Aber der Kosmos ist gar nicht weiblich. Er ist abgrundtief böse, weil die Vernichtung allen Lebens und damit der Untergang allen schönen platonischen Scheins und jeglicher Gemeinschaft der Guten und Gutartigen ihm als nicht nur entfernt theoretische Möglichkeit eingeschrieben ist. Aber in unserem Bewußtsein, in der verrückten Verwegenheit unser aller Bewußtsein, ist der große Kosmos ein Nichts angesichts des großen Omega.

\*

*Natur* und *Menge*, das kleine und das große Omega bilden weiterhin die Grundgegebenheiten unserer Existenz, mit der wir durch den Markt versöhnt werden. Ihnen gegenüber sind wir kleiner Schwanz und kleine Öffnung. Unser Alphabet wird, wenn wir uns dem Ende seiner Weisheit nähern, nach großem Beginn wieder kleinlaut. Nicht einmal unsere lautesten Schreie dringen dann noch zu unseren Mitmenschen. Vom großen Omega werden sie ohnehin ignoriert.

\*

Anders als die Kaufmannschaft, die schon in der Antike ihre Schiffe ins Weite gesandt hat, sind Polizei und Presse relativ moderne Errungenschaften. Sie ersetzen die Armee und das Dekret, die archaische Überbleibsel darstellen, die Armee als Anhängsel von Heerführern, das Dekret als Ausdrucksform des Alleinherrschers, beide verbunden also mit der größten Erektion. Polizei und Presse sind die gleichgültigen Verwalter von Macht und Geist. Die Polizei schützt die Macht vor den allzu willkürlichen Ausschlägen der Menge. Sie muß mit leidenschaftslosem Gleichmut handeln. Der Polizeistaat ist eine höchst rationale Angelegenheit. Die Biographie eines großen Polizisten gilt als langweilige und interessanterweise minderwertige Angelegenheit. Eine der denkwürdigsten Hervorbringungen des Geistes: eine gerechte, eine leidenschaftslose Polizei. Auch sie bedarf freilich des Geldes, bedarf immer auch einer Kaufmannschaft. Da er sich nah an der Verrücktheit der Menge bewegt, dreht so ein Polizist, als würde er von ihrer Verrücktheit infiziert, gelegentlich einmal durch. Aber das ist die Ausnahme. Mit Hilfe der Polizei und Justiz lassen sich Gefängnisse füllen. Wenns sein muß solche, die das Ausmaß ganzer Länder haben.

\*

Aber die Presse. Das Bindeglied, wie wir sagten, zwischen Geist und Dummheit. Das Instrument, mit dem der Geist wiederum die Macht kontrollieren möchte. Und auch die Menge. Sogar die Polizei. Gelegentlich auch das Geld, obschon der Geist viel zu sehr des Geldes bedürftig ist, als daß er dabei zu weit zu gehen wagt. Andererseits versucht die Macht wiederum die Menge mit Hilfe der Presse auf subtilere Weise zu kontrollieren als über die Polizei. Die offene Vereinigung ist natürlich besser - wenn sich die Menge nicht

nur immer wieder so schnell von einem abwenden würde. Auch der Markt ist höchst trügerisch. Verlässlich ist allein die Dummheit, ist die Natur. Viele meinen, in ihr, in ihrer Weisheit, halte sich Gott auf. *Stupidity is God* - so wohl nicht nur Goethe. Aber die größte Tugend der Journalisten ist Gleichmut. Sie stellen sich allem und jedem zur Verfügung, ohne freilich allem und jedem jederzeit zur Verfügung zu stehen. Anders als die Künstler finden sie die Welt leider langweilig, wenn sich nichts Sensationelles in ihr aufhält. Das macht die Journalisten zu etwas sehr Gefährlichem. Wenn noch Geld ins Spiel kommt, werden sie, wie wir alle, leicht bestechlich. Dann können sie nur im Alkohol zu ihrer Größe wiederfinden. Die Presse fühlt sich, weil sie mit der Macht zuweilen von gleich zu gleich umgeht, dennoch sehr mächtig. Aber auch der Geist tut es. Und die Macht. Und die Armee. Und die Polizei. Und auf geschmacklose Weise auch das Geld. Und die auf keinem Auge blinde Justiz. Aber auch die männliche Erregung, wenn sie sich in der Öffnung ergießt. Die fühlt sich in solchem Moment sogar mächtiger als alles andere. Weil sie am Anfang von allem steht. Geist, Geld und Macht lassen sich nur über Dummheit, Markt und Menge definieren. Am Anfang steht die Dummheit. Dann erst kommt das Wort. Am Anfang steht die Menge, und in diese sinken wir am Ende wieder hin.

\*

Manche sagen, wir seien Zeuge einer ganz neuen und unerhörten Vereinigung von Menge, Dummheit und Markt ( $\Omega \otimes \omega \otimes \infty$ ) geworden, worin die Komponenten so innig zu einer jedes Maß sprengenden, gewalttätigen Öffnung verschmelzen, daß nicht nur der Geist bereits von ihr aufgesogen ist, sondern auch die Macht ihrer Potenz beraubt und alles Geld dieser Welt von ihr gerade verschlungen wird. Manche wiederum behaupten, daß es den Status von Macht, Geist und Geld wohl noch gebe, daß sie aber gewissermaßen nur noch auf Säulen ausgestellt sind, der Menge zwar sichtbar, daß aber, anders als im Fall der frühchristlichen Säulenheiligen, nicht mehr das Bewundernswerte an ihnen wahrgenommen wird, sondern (mit Hilfe von Presse, zuweilen der Polizei und stets unter dem Stirnrunzeln der Kaufmannschaft) nur noch die Art, wie sie sich in so exponierter Stellung ihrer Fäkalien zu entledigen verstehen.

\*

Bleibt übrig von den wirklichen Errungenschaften der Wahrnehmung und unserer Reaktion auf sie zu sprechen, von Heim und Weg. Der Weg von Geist oder Geld und der Weg der Macht scheinen fast eine Trivialität darzustellen - 100 Prozent des in Biographien Erzählten beschäftigt sich mit diesen Problemen: wie ist jemand dazu gekommen, ein Genie zu werden; wie wurde jemand Napoleon. Er unterscheidet sich noch immer kaum vom Weg des Jägers, vom Weg des Kriegers. Interessanter ist die Interaktion der diversen platonischen Erregungen mit dem beschränkten Raum: das Äquivalent dessen, was die Öffnung schafft, die platonischen Äquivalente also des Heims. Wir geraten an Begriffe wie Palast (als Heim der Macht), Universität (Heim des Geistes), Bank (Heim des Geldes), Börse (Heim der Kaufmannschaft), Stadt (heute das Heim der Masse) und Land (einst das Heim der Dummen). Aber auch an Justizpaläste und Polizeiwachen. Was aber ist das Heim der kleinen Langeweile: die Kneipe!

\*

Aber das sind Epithelien verglichen mit der heutigen Wirklichkeit, mit der Vielfalt der wirklichen Behausungen. Aus denen eine jede Stadt, ein jedes Land, ein jedes Dorf besteht. Jede dieser oft seltsam anmutenden Behausungen die Anstrengung einer Gruppe von Wesenheiten, sich ein Heim zu schaffen, zu jeder Zeit und überall auf der Welt. In Form von Iglus und Zelten, Höhlen und Wohnblöcken, Katakomben und Hochhäusern. Aber auch jenen mannigfaltigen Mischformen, mit denen unsere Erwartungen die Welt bevölkern: Krankenhäuser, Parlamente, Kraftwerke, Bauernhöfe, Tempel, Fabriken, Kasernen, Kaufhäuser, Kioske, Buden, Baracken, Bahnhöfe, Tankstellen, Einkaufszentren, Kunstakademien, Scheunen, Kirchen, Altersheime, Getreidesilos, Irrenanstalten, Wohnschiffe, Verlagshäuser und immer noch Wigwams. Und in Form von Verbindungen, von vielfach geflochtenen Pfaden Wegen Straßen Gassen Autobahnen Brücken und Kanälen zwischen derlei Gebäuden, die freilich, wenn nicht bewohnt, so doch stetig benutzt werden müssen, wenn sie nicht zu Ruine verkommen wollen. Die alle bewohnt sind von Geschäftigkeit, von Menschen, die an dem Sinn ihrer Geschäftigkeit anzuhaften versuchen, die in diese sich zu ergießen versuchen. Geschäftigkeiten, worin nach Penelopes Muster an unzähligen Teppichen gewebt wird, ein stetig wachsendes Geflecht, das den Teppich der Penelope wiederum selbst umfaßt, einen jeglichen Teppich einer jeglichen Penelope zu jeglicher Zeit umfaßt, der Teppich der Welt, der Teppich, zu dem die Welt geworden ist und den man auf ihren Landkarten abgebildet sieht. All das sprengt den Rahmen einer jeglichen Darstellung. Uns bleibt lediglich, daran zu erinnern, daß gewisse Grundgegebenheiten der in dieser Vielfalt herumirrenden Individuen trotz aller Verwandlung, der unsere Welt unterliegt, sich nicht nur gleichgeblieben sondern auch weiterhin auf recht einfacher Ebene einigermaßen zu fassen sind. Auf der eben von einfachem Pfeil, von einfacher Öffnung und, wenn man so will, von *Langeweile*, deren Bedürfen und Wirken uns auch jetzt noch ein wenig verständlicher sind als das sonderbar grundlos scheinende Wirken von Geist, Geld und Macht.

\*\*\*

B. QUIRKS UND AKTONEN - TABELLARISCHE ÜBERSICHT SOWIE ZEICHENERKLÄRUNG

1. QUIRKS

	Geschlecht:	männlich	moravisch	weiblich
freudsche Quirks (charm=0)	taste=1	↑ Pfeil	Ψ Langeweile	O Öffnung
	taste= ½	ι Brustwarze	ψ kleine Langeweile	o Mund
	taste=0	↑ Berg	Ψ Acker	≈ See
platonische Quirks (charm=1)	taste=1	↑↑ Macht	Φ Polizei	Ω Menge
	taste= ½	I Geist	φ Presse	ω Dummheit
	taste=0	H Geld	Δ Kaufmannschaft	∞ Markt

Jedes dieser 18 Quirks verfügt über eine der drei möglichen Ladungen "heran": →, "weg": ←, oder "neutral": ⇌, woraus sich 54 mal 54 = 2916 mögliche Quirk -Antiquirk-Paare (= Quinks) ergeben. Dazu das kleine Pi π als der apathische Zustand, und das kleine Tau τ als Todeszustand.

2. QUINKS

A. ÜBERSICHT DER MÖGLICHEN LADUNGSKOMBINATIONEN

→⊕← starkes oder Heroenakton	→⊕⇌ schwaches oder Jagdakton	→⊕→ Verfolgungsakton
←⊕← Verfolgungsakton	←⊕⇌ schwache Trennung	←⊕→ starke Trennung
⇌⊕← schwaches oder Jagdakton	⇌⊕⇌ Stasis-, Zufälligkeitsquink	⇌⊕→ schwacheTrennung

Ist bei einem Verfolgungsakton das Ziel nicht erreichbar, wird es zum Pathos-Quink

B. AKTONEN

1.) *starkes* oder *Heroenakton* →⊕←

2.) *schwaches* oder *Jagd-Akton*. →⊕⇌ bzw. ⇌⊕←

3.) *Verfolgungsakton* →⊕→ bzw. ←⊕← davon:

3a) *starke Verfolgung*: 3a1) *groß* ↑→⊕→↑, 3a2) *konventionell* oder *klein* ↑→⊕→O,

3b) *schwache Verfolgung* O→⊕→↑ und O→⊕→O

(in 3a) bzw. 3b) bei abweichendem *charm* und/oder *Geschmack* von den geschlechtlichen Äquivalenten ausgehend; bei geschmacks- bzw. charmtransgressiven Verfolgungen ist allerdings unter Umständen nicht mehr ganz klar, wer eigentlich stärker oder schwächer ist)

### C. NICHTAKTONALE QUINKS

#### I. Handlungstrennende nichtaktonale Quinks

- 1.) *Pathos-Quink*  $\rightarrow\oplus\rightarrow$  bzw.  $\leftarrow\oplus\leftarrow$  bei nur scheinbarer Verfolgung
- 2.) *starke Trennung*  $\leftarrow\oplus\rightarrow$ ,
- 3.) *schwache Trennung*  $\leftarrow\oplus\leftrightarrow$  bzw.  $\leftrightarrow\oplus\rightarrow$ .

#### II. Trennungsindifferente nichtaktonale Quinks

- 1.) *Stasisquink*  $\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow$  (nach einer Begegnung)
- 2.) *Zufälligkeitquink*  $\leftrightarrow\oplus\leftrightarrow$  (vor einer Begegnung)

### D. SONSTIGE ZEICHEN

#### 1. Begegnungstypen:

$\oplus$ : Begegnung;  $\otimes$ : Berührung,  $(A\otimes B)$ : Verknotung von A und B;

$(A\otimes B)_{CM_{\max}}$ : Verknotung von A und B mit maximaler Catullischer Transformationszahl;

$((o \otimes t) \leftrightarrow (\uparrow \otimes O))_{COM_{\max}}$  Verknotung von  $\uparrow$  und O mit einer Maximalzahl von Catullischen Transformationen und Ovidischen Metamorphosen;

$\&$ : Scheinberührung,  $(A\&B)$  Scheinverknotung von A und B

#### 2. Aktiv und Passivformen von Quinks

$\underline{A}\oplus B$ : Aktivform eines Quinks, A nimmt B in Form eines Antiquirks wahr:

$A\oplus \underline{B}$ : Passivform eines Quinks, B nimmt A in Form eines Antiquirks wahr:

#### 3. Odysseische Transformationen:

$\oplus^*\rightarrow$ : vorgetäuschte Flucht;  $^*\rightarrow\oplus$ : vorgetäuschte Verfolgung;  $\oplus^*\leftrightarrow$ : vorgetäuschte Neutralität; ein \* vor einer Geschlechtlichkeit: vorgetäuschte Geschlechtlichkeit

\*\*\*

